



URBANE
BOTANIK

2018/2019

URBANE BOTANIK

Wolfsmilch, Geigenfeige,
Cyborgbaum

Vorwort

Im Projekt »**Urbane Botanik I: Wolfsmilch, Geigenfeige, Cyborgbaum**« haben sieben Berliner Schulen, Schüler*innen, Pädagog*innen, Künstler*innen unterschiedlicher Disziplinen, zwei Berliner Gartenarbeitsschulen, die Botanikschule im Botanischen Garten Berlin, zwei Theater und Kulturagent*innen des Programms Kulturagenten für kreative Schulen Berlin die Koordinaten Urbaner Botanik ausgelotet. In sieben Teilprojekten wurden über ein Schuljahr außerschulische (Natur-) Räume verknüpft und zum künstlerischen Forschungsfeld für Kinder und Jugendliche.

Der Reader versammelt Antworten und Perspektiven von Künstler*innen, Kulturschaffenden, Forscher*innen, jungen und älteren Menschen darauf, was Urbane Botanik sein könnte: zwischen Stadt, Mensch und Pflanzen, zwischen kulturell, biologisch, sozial, wissenschaftlich und pädagogisch Gewachsenem, zwischen Heute und Zukunft. Künstlerisch, exper-

imentell und mit transdisziplinären Methoden setzen sie sich mit aktuellen gesellschaftlichen Themen wie Digitalisierung, Teilhabe, Demokratie, Diversität und Diskriminierung u.a. auseinander.

Der Reader gliedert sich in vier Bereiche: Die Grüne Tafel ist der Knotenpunkt, an dem alle Perspektiven zusammenlaufen, sich widerspiegeln, widersprechen und in Austausch gehen. Während der Grünen Tafel fanden dreizehn Workshops statt. Botschaften aus den sieben Teilprojekten in Bild- und Textform bilden eine dritte Lesespur. Texte und Fotos aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten die Frage: Was ist Urbane Botanik?

Entstanden ist eine Sammlung von Kommentierungen, Gedanken, Fragmenten, Geschichten und Prozessen, die unterschiedliche Bezugsräume öffnet und Verflechtungen sichtbar macht.





#schon wieder Pflanzen
 #Grenzen
 #Garten
 #Haus

#Transparenz

#Trouble
 #Weitermachen

#Biografie
 #schon wieder
 #Linsen & Bohnen
 #Lieblingsessen
 #Pflanze/Natur/Leben
 #Kapital
 #kein Motiv
 #Zwang
 #Liegestütze
 #Armdrücken
 #Frei/Unfrei
 #Widerstand
 #geteilte Meinung
 #Widerspruch
 #Konsequenzen
 #Scheitern
 #keine Ahnung
 #Landschaft
 #Figur
 #Hütte

#Fortnite
 #Spielwiese
 #Gartenarbeitsschule
 #Karte
 #Items
 #Szene
 #fotografieren

#keine Botanik



#Ton
 #formen
 #brennen
 #schmunzeln bis lachen





BERAT Wir sind die HPS Genetik Junior Forscher. Wir betreiben etwas, was es noch nicht gibt: Du kannst dich einfrieren lassen, um erst in 400 Jahren in deinem lebendigen Haus 4.0 zu erwachen! Hat jemand eine Frage?

AHMED Was ist mit 3.0?

BERAT Haben wir übersprungen. Es ist wie mit dem Mittelalter. Das Mittelalter war total interessant. Da war alles ganz anders als heute. Die Zeit dazwischen war nicht so interessant. Da ist nicht viel passiert. Das kann man überspringen. Aus 2.0, wo alles vernetzt wurde, ist jetzt 4.0 geworden – wo alles zusammenwächst! Von KI zur NI: Es lebe die Botanische Revolution! Für die, die nicht verstanden haben: KI steht für künstliche Intelligenz und NI für Natürliche Intelligenz. Wir erstellen Bio-Ports damit wir mit der Natur kommunizieren können. Der Mensch schließt sich damit an sein Haus an, das für ihn alles organisiert: von der Versorgung hin zur Entsorgung, das Haus wäscht ab, es produziert Essen, Klamotten, kümmert sich um das Baby, alles was der Mensch so braucht. Und das alles, über Nacht.

AHMED Ja, aber es wird bestimmt alles sehr teuer sein, oder?

BERAT Nein, Geld wird überflüssig! Denn was in der Zukunft als Austauschprinzip zählt, ist das Symbiotische zwischen Menschen und Pflanzen. Das »Payback« der Pflanzen entsteht durch die Liebe und Pflege der Menschen. Bei uns können schon heute Samen für die Zukunft vorbestellt werden. Wenn es soweit ist, brauchen unsere Kunden nur darauf warten, dass das Haus wächst! Jetzt können Sie auch Teil der Botanischen Revolution werden! Unterschreiben Sie jetzt schnell den Vertrag, bevor das Haus 4.0 ausverkauft ist!



Theaterpflanzen
 „Wittlich, Geigenholz, Cyborgbaum, Unsere urbane Botanik“
 Schüler:innen der 8. Klasse der Victor-Pfannsch-Grundschule
 präsentieren Ergebnisse ihrer FELDForschung ...

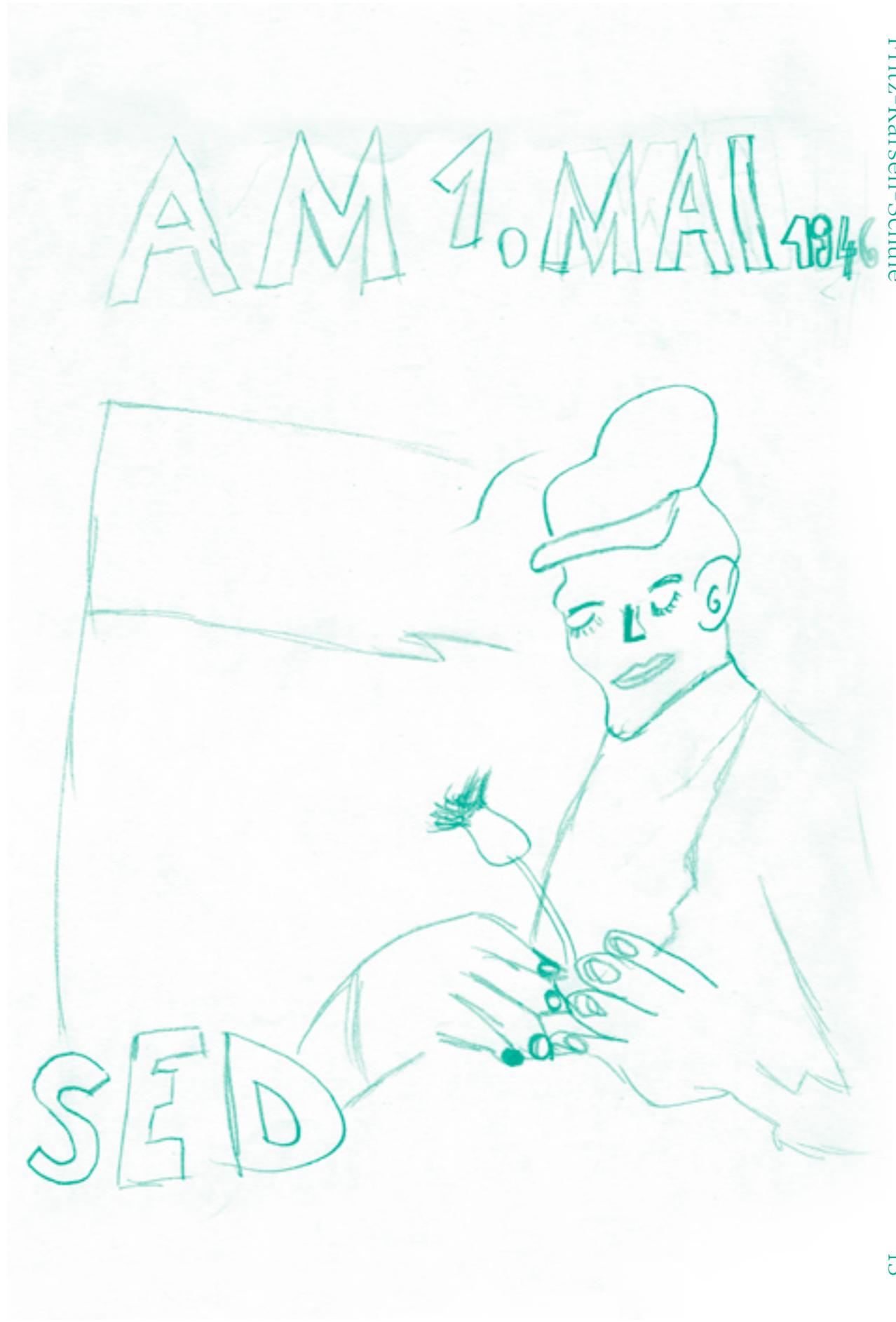
Trip, Tunesien, Türkei, Deutschland, Berlin, Österreich, Italien, Frankreich, Spanien, England, Japan

FELD **Prüfungssommer**
 30.01. 10 h UND 31.01. 13 h
 Gleditschstr. 5, 10781 Berlin
 direkt am Mutterfeldplatz

kultur agenten

Wittlich, Geigenholz, Cyborgbaum, Unsere urbane Botanik
 Schüler:innen der 8. Klasse der Victor-Pfannsch-Grundschule
 präsentieren Ergebnisse ihrer FELDForschung ...

Logo: **STADTLAND MERGATOR**





Club der real existierenden Pflanzen

Ein Familienbild mit mehreren Pflanzen im Hintergrund, die aus Töpfen herauswachsen. Es sind zwei Kleinkinder und ein erwachsener Mann zu sehen. Es ist außerdem eine Art Blumenmustertapete im Hintergrund Die Mutter dieser Kinder verstarb und die Kinder sind jetzt mit ihrem Vater allein. In die Asche der Mutter hat man Pflanzen gepflanzt, damit sie in gewisser Art und Weise weiterlebt. Der Sohn vermisst seine Mutter und schleicht eines Tages aus seinem Zimmer zur Pflanze. Nach einigen Versuchen mit ihr zu kommunizieren, dreht er um. Kurz bevor er den Raum verlässt, antwortet die Pflanze. Der Sohn dreht sich überrascht zu ihr um und die Pflanze tröstet ihn. Danach geht er wieder schlafen.

Es waren einmal zwei Präsidenten, Hans und Franz, die eine neue Mark-Währung vorstellten mit zwei Eichenblättern. Die wurde 1990 rausgebracht.

Die Pflanze ist vielleicht ein Zeichen für die Menschen. Sie haben in der Stadt sehr viele Eichenbäume, deswegen haben sie die auf die Mark drauf. Hans sagt: Die Eiche ist auf unserem Geld drauf. Sie ist unser größter Baum. Franz sagt: Du bist auf unserem Geldstück drauf. Dafür werden mehr Eichenbäume eingepflanzt. Die Eiche sagt: Das passt mir nicht, aber wenigstens bekomme ich etwas dafür.

rote Nelke /
 1 Nelke /
 Nelke /
 Die Nelke fühlt sich Scheiße /
 SED (Südliche Ego DrecksKinder) /
 Der Mann legt sich die Blume in die Jacke /
 Rote Flagge /
 1 rote Nelke /
 Die Nelke fühlt sich Scheiße /
 weil sie abgepflückt wurde /
 Sie feiert am 1. Mai ihren Tod. /
 SED /
 1946 /
 Am 1. Mai



Club der real existierenden Pflanzen



Foto: Martin Schmidt/Deutsches Historisches Museum

Ein Projekt von Club Real und Eile Gregory mit Schüler*innen der Fritz-Karsen-Schule Berlin Neukölln im Houseclub/HAU Hebbel am Ufer

1





(Über)Leben auf Ruth-Cohn

- Aus ungeklärter Ursache musste das Forschungsschiff B0407-18 auf dem Planeten Erde notlanden.
- Der Kontakt zur Besatzung ist seit mehreren Tagen unterbrochen.
- Die letzten Koordinaten weisen auf eine Erdenbürgeransammlung mit dem Namen Berlin.
- Im Zoom scheint es, als sei die Rettungskapsel inmitten einer Betonwüste gelandet.
- Über digitale Informationen konnten wir den Ort als Ruth-Cohn-Schule identifizieren. Was das ist wissen wir nicht. Das ist alles.

Es ist uns unmöglich zu sagen, ob dort ein Überleben möglich ist. Wir hoffen so bald wie möglich einen Kontakt zur Besatzung der B0407-18 herzustellen.



Checkliste Notlandung

- Rettungskapsel sichern
- Zustand der Besatzung untersuchen
- Umgebung erkunden (bestimmen dokumentieren)
- Basislager ausbauen
- Kontakt zum Heimatplaneten aufnehmen
- Kontakt zu fremden Spezien aufnehmen (ihnen Zeichen geben – sich verständlich machen)
- nach Nahrung suchen, deren Vermehrung und Zubereitung erforschen
- klimatische Situation analysieren
- für das Wohlbefinden der Gruppe sorgen
- weitere Umgebung erkunden
- alle Tätigkeiten für die Rückkehr auf den Heimatplaneten dokumentieren

Erste Momente

Als eines der Besatzungsmitglieder beschreibst du die ersten Eindrücke nach der Landung auf Ruth-Cohn. Auch deine Gedanken, Ängste und Wünsche an die Zeit hier notierst du in dein Dokumentationsheft. Was sind die ersten Schritte ...?

Wenn die Blätter blau werden



In dem Workshop experimentieren wir mit einem alten Fotoverfahren, belichten das Papier mit Sonnenlicht und stellen einmalige Pflanzenbilder her.

Workshopleiter*in: Regina Teichs





Cyanotypie

Workshop

24



Cyanotypie

Workshop

25



Geschmacks- knospen



Wir nähern uns der Urbanen Botanik über die Geschmacksknospen – wer erkennt blind die Rote Bete?

Workshopleiter*in: Fritz Gobbesso



Eine Pflanzenfärberei



Im Workshop färben wir mit Krappwurz Baumwolltaschen mit der Shibori-Technik aus Japan. Jede*r kann das selbstgefärbte Stück mit nach Hause nehmen.

Workshopleiter*in: Nadin Reschke

Kurkuma ist eine Färbepflanze, mit der du kräftige Farben erhältst. Zum Färben kannst du das handelsübliche Gewürz verwenden. Je nachdem, wie viel Kurkuma du verwendest, wird das Ergebnis hell bis kräftig (Curry-)gelb. Du musst nur vor dem Färben den Stoff beizen.

Zutaten für die Beize

- 2l Wasser
- 500ml Essig

Zutaten zum Färben

- 2l Wasser
- Kurkuma, gemahlen
(für ein sattes Currygelb 35g)

- Stoff zum Färben

Zutaten reichen für Baumwollstoff in der Größe eines Küchentuches.



1. Stoff waschen

- Zunächst den Stoff per Hand ohne Waschmittel waschen und trocknen lassen.

2. Stoff beizen

- Wasser und Essig in einem Topf erhitzen (nicht kochen).
- Den Stoff hineingeben und bei geringer Hitze 1 Stunde ziehen lassen.
- Danach den Stoff gründlich mit Wasser ausspülen, bis kein Essiggeruch mehr vorhanden ist.
- Zum Trocknen aufhängen.

3. Stoff färben

- Wasser und Kurkuma in einen Topf geben, gut durchmischen und erhitzen, bis es leicht köchelt.
- Den Stoff hineingeben und mit einem Holzlöffel o.ä. (der ist danach gelb) umrühren, um sicher zu stellen, dass der Stoff überall durchnässt wird.
- Bei mittlerer Hitze (leicht sprudelnd) 1 Stunde ziehen lassen, zwischendurch umrühren.

TIPP: Man kann den Stoff im Topf mit einem umgedrehten Teller beschweren, damit der gesamte Stoff unter Wasser bleibt.

- Den Stoff danach gründlich auswaschen, auswringen und zum Trocknen auf die Wäscheleine legen. So bilden sich keine Farbkanten an Knickstellen, die durch Aufhängen entstehen.
- Nach dem Trocknen den Stoff heiß bügeln.

TIPP: Die gefärbten Stoffe sind bei 30°C waschbar.



Labello to go



DIY

Aus Bienenwachs, Olivenöl, Honig und verschiedenen botanischen Substanzen mixen wir unseren eigenen Lippenbalsam.

Workshopleiter*in: Sophia Pompéry

Urbane Botanik wäre nichts ohne Bienen, denn sie bestäuben die Pflanzen und sind der Garant von Artenvielfalt. Menschen, Pflanzen und Tiere könnten ohne Bienen nur wenige Jahre überleben. Darüber hinaus stellen sie nicht nur Honig her, sondern auch wertvolles Wachs, das zum Beispiel für eine gesunde, natürliche Kosmetik verwendet werden kann.

Im Handel gibt es zahllose Lippenpflegeprodukte mit verschiedenen Eigenschaften und Inhaltsstoffen, bei denen der Überblick und die Auswahl oft schwer fallen. Welche Pflege brauche ich und worauf kann ich verzichten? Das lässt sich auf den langen Listen der Inhaltsstoffe gar nicht so einfach feststellen. Viele der käuflichen Pflegestifte und -cremes enthalten außerdem Zusatz- und Konservierungsstoffe, die nicht nur unnötig, sondern manchmal sogar schädlich sind. Eine selbst gemachte Lippenpflege kannst du dagegen aus wenigen natürlichen Basiszutaten und pflanzlichen Wirkstoffen für deine individuellen Bedürfnisse herstellen. Egal ob als Schutz gegen kaltes Winterwetter, für spröde, rissige Lippen, gegen Herpes oder einfach nur, um dein Lippenrot zu betonen

Zutaten

- 2 EL Kokosöl oder Sonnenblumenöl (Vitamin E ist antioxidativ und wirkt Zellschäden vor. Die gesättigten Fettsäuren sorgen für Feuchtigkeit und wirken antibakteriell.)
- 1 EL Bienenwachs (Vitamin A sorgt für Regeneration und Aufbau von Zellen. Das Wachs lässt die Poren atmen und wirkt antibakteriell)
- ½ TL Honig (entzündungshemmend, Feuchtigkeit speichernd und antiseptisch)

Basis-Rezept für Lippenpflege

Als universelle Basispflege reicht bereits das vielseitig einsetzbare Kokosöl. Es ist ein hervorragender Feuchtigkeitsspender und sogar in gewissen Grenzen als Sonnenschutz geeignet. Leider schmilzt das feste Fett bei circa 25°C nicht nur auf den Lippen, sondern auch, wenn du es in einem Döschen oder einer Hülse in die Hosentasche steckst. Für eine selbst gemachte Lippenpflege für unterwegs kannst du folgende Zutaten verwenden:

So wird's gemacht

1. Öl und Wachs in ein Glas geben und im Wasserbad langsam schmelzen, bis sich das Wachs komplett aufgelöst hat.
2. Um die Konsistenz zu testen, einige Tropfen auf einen kalten Teller geben und abkühlen lassen. Ist der Balsam zu fest, noch etwas Öl hinzugeben, ist er zu weich, etwas mehr Bienenwachs ergänzen.
3. Den fertigen Balsam in kleine Tiegel oder Lippenstift-hülsen füllen und zur Abkühlung 15 Minuten in den Kühlschrank stellen.

Verbrauche den Balsam am besten innerhalb von 2–3 Monaten und bewahre überzählige Döschen oder Hülsen im Kühlschrank auf. Natürlich kannst du deinen selbst gemachten Lippenbalsam mit weiteren Zutaten an verschiedene Bedürfnisse anpassen oder nach Lust und Laune variieren.

Du kannst das Bienenwachs auch mit Sheabutter ersetzen und etwas Vanillemark hinzugeben. Es versorgt deine Lippen zusätzlich mit Vitaminen und ungesättigten Fettsäuren und kommt dabei ganz ohne tierische Bestandteile aus. Als Basispflege ist er sowohl für den Sommer als auch den Winter geeignet und überzeugt das ganze Jahr über mit seinem herrlichen Vanilleduft.

Pflege und Sonnenschutz im Sommer Wenn sich der reichhaltige Lippenbalsam, der im Winter so gut tut, im Sommer zu schwer anfühlt, ist eine erfrischende Lippenpflege mit Minze und Zitrone vielleicht das Richtige. Sie

schützt die empfindlichen Lippen vor Sonne und trockener Luft. Füge zum Basisrezept ein paar Tropfen Zitrusöl und Minzöl (Apotheke) hinzu. Zitrusöl kannst Du selbst herstellen, indem du dünn abgeschälte Zitronenschalen in mildes Pflanzenöl einlegst und für 14 Tage an einem dunklen Ort stehen lässt. Das überschüssige Zitrusöl eignet sich auch gut für einen Salatdressing oder zu Pasta.

Reichhaltige Winterpflege mit Honig und Zimt für spröde, rissige Lippen: Ein Lippenbalsam mit heilsamem Honig wirkt entzündungshemmend und antiseptisch und beschleunigt den Heilungsprozess. Der süße Honigduft und -geschmack auf den Lippen ist zudem eine Wohltat für die Sinne. Du kannst auch Zimt hinzufügen, wenn Du nicht allergisch dagegen bist. Der enthaltene Zimt fördert die Durchblutung und wärmt die Lippen. Wer empfindlich auf Zimt reagiert, kann stattdessen Vanillemark für den Weihnachtsbalsam verwenden.

Lippenbalsam mit Lavendelöl

Er hilft durch seine entzündungshemmenden und beruhigenden Eigenschaften gegen trockene und rissige Haut.

Lippenpeeling

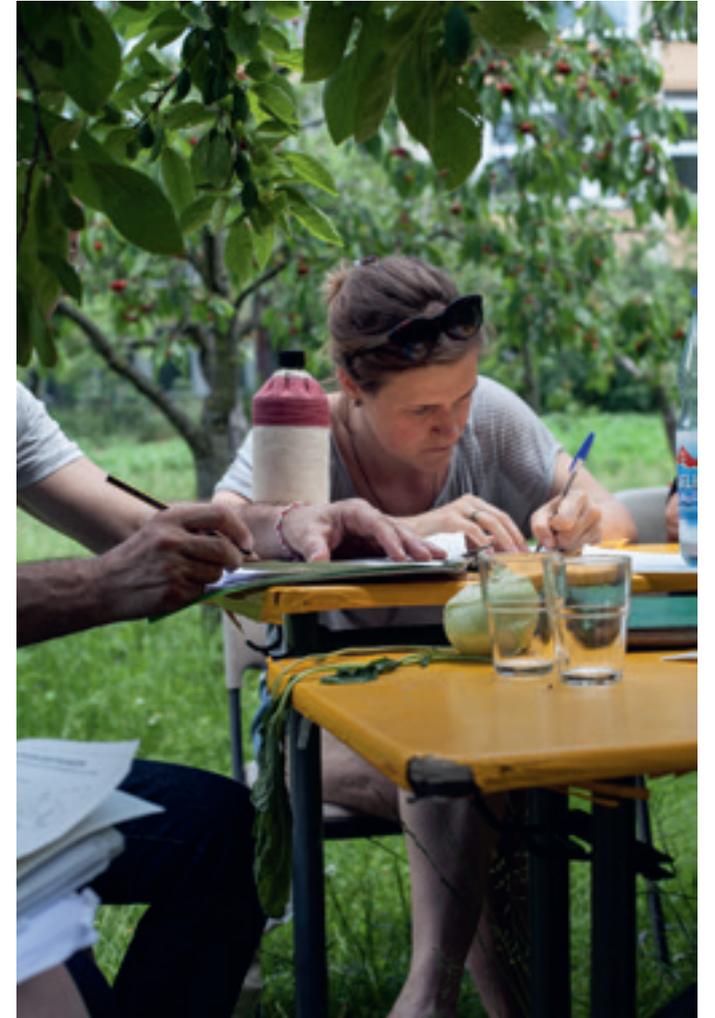
Mischst Du etwas Kaffeesatz in das Basisrezept, fördert das Peeling die Durchblutung und entfernt lose Hautschüppchen, so dass die Lippen gleich viel gesünder und voller aussehen. Danach einen Balsam auftragen und deine Lippen sind im siebten Himmel!

Pflege und Heilungsunterstützung bei Lippenherpes

Neben spröder und rissiger Haut ist Herpes ein häufiges Problem im Mundbereich. Das Virus plagt mit schmerzenden Bläschen und nässenden Wunden. Eine Lippenpflege mit Zitronenmelisse- oder Rosmarinöl kann die Heilung der lästigen Infektion unterstützen. Die enthaltene Rosmarinsäure erschwert es den Herpesviren, sich zu vermehren. Du kannst den Balsam vorbeugend oder bei den ersten Anzeichen eines Herpesausbruchs anwenden.

Farbe kannst du auch hinzufügen, indem du Rote-Beete-Pulver untermischst.

Die Diktatur der Pflanzen



Leben die Pflanzen in Berlin in einer Diktatur? Was wäre, wenn die Pflanzen die Macht übernehmen würden? Wir erfinden eine kurze Geschichte über die Gegenwart und Zukunft Berlins vom Standpunkt der Pflanzen in der Stadt.

Workshopleiter*in: Georg Reinhardt



Anonyme*r Autor*in

1. Bisheriger Name der Pflanze und neuer Name als Diktator*in

Mariendistel. »Die mächtige Marie«

2. Charisma und besondere Eigenschaften des*der Diktator*in

Auf den ersten Blick anmutig, tiefsinnig, feinfühlig. Im Inneren aber aggressiv, temperamentvoll, zielstrebig. Schafft es gut zu manipulieren, andere um den Finger zu wickeln.

3. Beschreibung der Diktatur der Pflanze

Die Distel, eine wunderbare Pflanze. Groß, stark, mächtig. Von den Nichtwissenden verschmäht, von Kenner*innen geliebt.

Nach und nach wird bekannt, dass die Wurzeln der Distel, insbesondere der Mariendistel, eine fruchtbarkeits-erhöhende Wirkung bei Menschen erzielt. Immer mehr Menschen bauen Disteln in ihren Gärten an, doch als sie sie ernten wollen, werden sie enttäuscht. Die Distel sträubt sich, fährt ihre spitzesten Stacheln aus, steckt die tiefe Pfahlwurzel tief in die Erde. Menschen können sie nicht mehr ernten. In den kommenden Jahren erobern die Disteln zuerst die Gärten, dann auch öffentliche Plätze und mit der Sprengkraft ihrer Wurzeln auch Gebäude. Als Unterstützer*innen wirken andere Pflanzen mit Pfahlwurzeln, die nicht ausgerissen werden können. Menschen haben nichts mehr zu essen und verlassen die Distelstadt.

Zu Beginn gewinnt die Mariendistel den Großteil der Pflanzenfamilien, weil sie sich eine Gruppe der Organismen zum Feind gemacht haben – die Menschen.



Nachname Unkraut,
Vorname
unerwünscht /
Obwohl ich es in
ihrem Vorgarten
super find /
Ich war einfach
da doch ich wollte
das nicht /
Ich wuchs einfach
auf und nahm euch
das Licht /
Ich wünschte wir
könnten zusammen
überleben /
Doch ich bin eine
Pflanze,
Ich kann mich
nicht bewegen
...

Unkraut versteht sich!

Reflexionen zu einem Rap-Workshop im Grünen

Eine Pflanze, die in einem bestimmten Kontext als Unkraut angesehen wird, kann in einem anderen Kontext erwünscht und nützlich sein. In meinem Rap-Workshop zur urbanen Botanik wollte ich, dass sich die Teilnehmer*innen kreativ mit der Vielseitigkeit von Unkraut auseinandersetzen. »Wieviel Unkraut steckt in dir?« fragte ich bereits im Beschreibungstext.

Ich war relativ stolz auf mein Wortspiel im Titel des Workshops, als ich meine Beschreibung fertig geschrieben hatte. Um dessen Originalität zu testen, suchte ich nach »Unkraut versteht sich«

im Internet. Schließlich war ich nicht wirklich betrübt, als ich merkte, dass Rapper-Kollege Dendemann in seinem Lied »3 ½ Minuten« eben jene abgeänderte Redewendung gebrauchte.

Dendemann. Ein relativ großer Name für mich, da er irgendwie immer schon der Lieblingsrapper meines besten Freundes war. Für die Zielgruppe meines Workshops spielt er mittlerweile aber sicherlich keine allzu große Rolle mehr. Ich verzichtete auf Anführungszeichen und die Angabe einer Quelle. Schließlich bin ich wirklich von selbst darauf gekommen.

Im sehenswerten Areal der Gartenarbeitsschule Wedding angekommen, bereitete ich meine Materialien vor. Sie bestanden aus informativen Schnipseln zu verschiedenen »Unkräutern« und ihren Eigenschaften, sowie Stiften und Altpapier, auf dessen Rückseite die Teilnehmer*innen ihre Texte verfassen sollten.

Als die Teilnehmer*innen der verschiedenen Workshop-Angebote aufgerufen wurden, war ich nicht enttäuscht, sondern eher ein bisschen überrascht, als ich bemerkte, dass Noosha die einzige war, die sich für den Rap-Workshop entschieden hatte. Sofort zweifelte ich an meinem Beschreibungstext sowie am Titel des Workshops.

Ich fragte Noosha, ob sie etwas dagegen hätte, wenn ein weiterer Rapper, der zufällig vor Ort war, bei uns mitmachte, weil ich dachte, dass sie ein Privat-Workshop verunsichern würde. Ich merkte jedoch nach wenigen Augenblicken, dass meine Sorge unbegründet war. Schnell lernten wir einander kennen und verstanden uns. Wie erhofft und im Titel prophezeit.

Nach ein paar Lockerungsübungen, begannen wir auf das Instrumental von Mobb Deeps »Hell on Earth (Front Lines)« zu schreiben. Die ersten zwei Zeilen hatte ich mir schon als Einstieg zurechtgelegt:

»Vorname Unkraut, Nachname unerwünscht / obwohl ich es in ihrem Vorgarten super find ...«

Die Zeilen bringen mich an Geburtstagsfeiern aus meiner Kindheit zurück, bei denen ich gemerkt habe, dass es Menschen gibt, die in einem Haus wohnen. Menschen mit einem eigenen Garten. Ein Garten, den nur sie betreten dürfen. Ich weiß noch wie befremdlich ich das fand. Für mich gab es eher die Gemeinschaftswiese mit dem Fußballspielen verboten Schild.

Noosha war 14 Jahre alt und seit etwa zwei Jahren in Deutschland. Ich war fasziniert davon, wie unbekümmert sie schon mit der deutschen Sprache umgehen konnte. Ich selbst lernte Deutsch erst, als ich mit vier Jahren in den Kindergarten kam. Und ich erinnere mich an traurige Situationen, an denen mir Wörter fehlten und ich mich nicht ausdrücken konnte.

Abgesehen von der Periode, in der ich die Sprache erlernen musste, fühlte ich mich in Deutschland glücklicherweise nur selten fremd. Meistens habe ich erst durch die Beob-

achtung, wie andere behandelt wurden, festgestellt, dass nicht jede*r in diesem Land gleich behandelt wird. Leider merke ich heutzutage immer öfter, dass es hier einige Menschen gibt, die mich doch noch als einen unerwünschten Gast wahrnehmen.

Ich kann kaum beschreiben, mit welcher Brau- und Leichtigkeit Noosha die ersten Zeilen aus dem Mund kamen. Sie machte sie sich zu eigen. Wir befanden uns sprichwörtlich im Flow. Noosha fing an Textbausteine vorzuschlagen, ich gab ihr Vorschläge zurück und so bastelten wir recht zügig die nächsten Zeilen zusammen:

»... ich war einfach da doch ich wollte das nicht / ich wuchs einfach auf und nahm euch das Licht ...«

Ich konnte mir denken, wie Noosha sich als Kind von ausgewanderten Eltern fühlt. Und ich kenne den Leistungs- und Erwartungsdruck, den Einwandererkinder empfinden, nur zu gut. Obwohl sich Menschen häufig auf meinen sichtbaren Migrationshintergrund beziehen, bin ich eher stolz auf meinen Arbeiter*innenhintergrund, der einen Großteil meines Selbstverständnisses ausmacht.

Mein Vater ist seit über drei Jahrzehnten Fabrikarbeiter, meine Mutter ist heute noch als Reinigungskraft im örtlichen Universitätsklinikum tätig. Wir haben immer in kleineren Wohnungen gelebt als meine Freunde. Aber ich bin der Aufsteiger, ich bin die Ausnahme der angeblichen Regel und Noosha schien auch das gefühlt zu haben.

Unsere Textvorschläge ergänzten sich gegenseitig. Selbst als einige ihrer Klassenkamerad*innen vorbeikamen und uns teils lachend zusahen und zuhörten, gab Noosha nicht nach. Immer wieder wollte sie an Textstellen feilen, bis sie auch wirklich saßen. Auch in der Pause sah ich sie weiter üben. Ich war wirklich stolz auf die Energie, die entstanden war.

Ihre kurze Präsentation am Ende des Vormittags vor den anderen Workshopteilnehmer*innen erschien schließlich wie ein großes, selbstbewusstes Versprechen, das auch in den letzten beiden Zeilen widerspiegelt wird:

»... ich wünsche wir könnten zusammen überleben / aber ich bin eine Pflanze, ich kann mich nicht bewegen!«

Anschließend wollte ich Noosha vermitteln, dass sie unheimlich talentiert ist und dass sie unbedingt nach Räumen und Kontexten suchen sollte, in denen dieses kreative Talent stimuliert wird. Ich wollte ihr sagen, dass sie weiterhin Begegnungen haben wird, die deutlich machen werden, dass andere meinen, sie sei anders und dass sie behaupten werden, dass allein ihr Anderssein ihren Wert verringere.

Ich wollte ihr sagen, dass sie wahrscheinlich häufig auf Menschen treffen wird, die sie zuerst auf ihre Herkunft reduzieren werden. Sie werden versuchen, ihr zu vermitteln, dass sie

hier nicht hingehört, als wäre sie ein Unkraut auf einem privaten Stück Land mit Monokulturen. Ich wollte ihr sagen, dass es Menschen geben wird, die versuchen werden, ihr das Leuchten in ihren Augen zu nehmen.

Mehr als ein »Mach auf jeden Fall weiter, Noosha!«, habe ich ihr nicht gesagt. Ich glaube auch nicht, dass das notwendig war. Ich bin mir sicher, dass wir uns auch so verstanden haben. Bedingungslos. Auf Gedeih und Verderb.

One!

Ein Brennnessel- wesen hat mir ein Geheimnis erzählt



Das Brennnesselwesen, das ich traf, hatte keine Augen, doch ganz viele andere Sinne.





Hier wohnte es.



Es trinkt Brennnesseljauche und tanzt einen Juckanz.



Es bewegte sich sonderbar.



Die Schwierigkeit der Faserproduktion ist es, den hölzernen Innenteil des Brennnesselstängels von der Faser, die außen liegt, zu trennen. Ende des Winters pflückte ich Stängel, bei denen durch die Witterung die Faser vom Holz geteilt war.



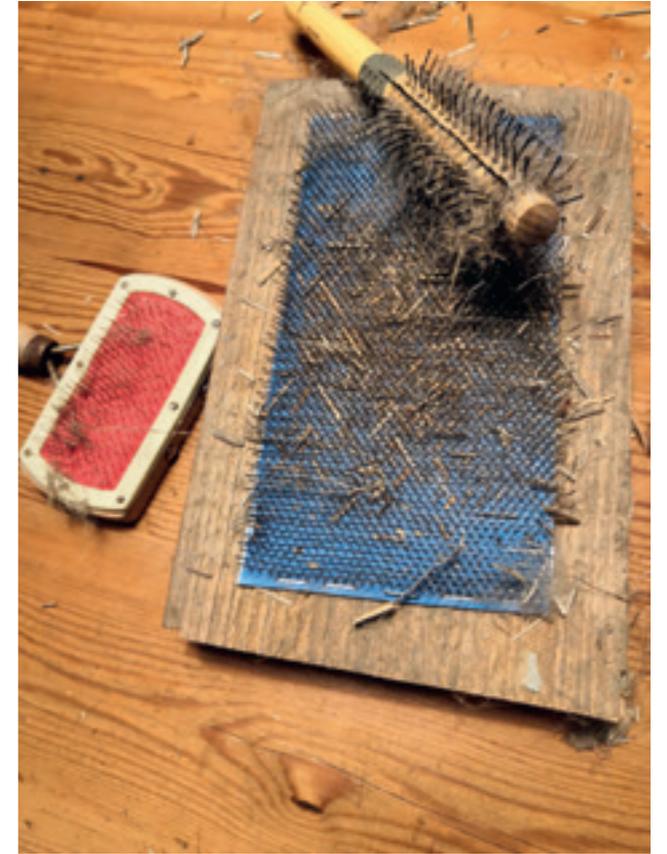
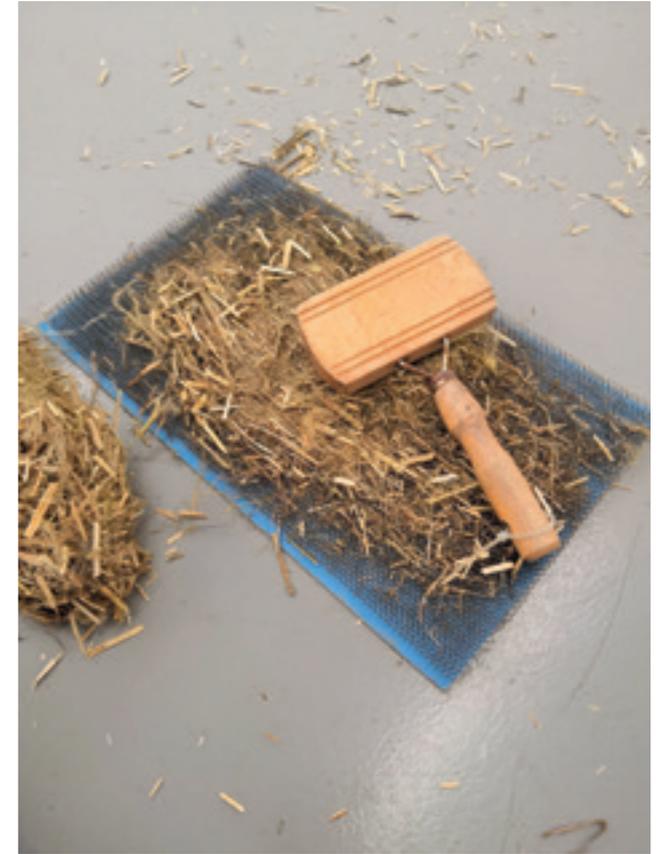
Sackweise habe ich mit Hilfe von Drachen Stängel gesammelt.



Die zerbrochenen Brennnesselstängel zerschlug ich in einem Stück Stoff.



Eine Mischung blieb übrig.



Das Kardieren ist eine lästige Arbeit.



Mit einem selbstgemachten Kamm half ich mir.



Dann strickte ich aus dem Knäuel einen Stoff. Ertrag von Rohmaterial zu Faser ist 2%, das heißt aus 100 Gramm Brennnesselstängeln werden 2 Gramm Garn.



Dieses Tuch schenkte ich dem Wesen. Die linke Seite war mit dem Rhizom, dem Wurzelgeflecht, gefärbt, die rechte Seite mit der Brennnesselpflanze.



Und verwandelte sich.



Das Brennnesselwesen verschwand hinter dem Brennnesseltuch.



Ich sah es nie wieder. Es blieben mir nur die Zustände der Brennnesselfaser.

Thoughts on Botany

There have been three major periods in human history that changed the relationship of humans with plants.

The first one was the Neolithic Revolution, or else, the First Agricultural Revolution, where humanity changed from a lifestyle of hunting and gathering to agriculture and settlement. Archaeological data indicates that the domestication of various types of plants and animals happened in separate locations worldwide, starting in the geological epoch of the Holocene around 12,500 years ago. The founder crops, that formed the basis of systematic agriculture, are only eight plant species.

The second one was the founding of the botanical gardens from 1540s and onwards. These gardens facilitated the academic study of plants. Thanks to botany and agriculture we know how many different plant species are on our planet, and what can they be used for. We know which plants to cultivate for providing staple foods, which plants provide materials such as timber, oil, rubber, fibre, dyes and drugs, which ones grow wild in the forest or jungle, which ones to use for decoration and landscaping, which ones to breed and/or genetically modify for food or for the synthesis of chemicals and raw materials for construction and energy production.

The third one began after the start of European colonialism in the fifteenth century when the Spanish and Portuguese began exploring the Americas, when botanical knowledge paved the way for what Donna Haraway calls the ›Plantationocene‹. The latter comes from the word plantation, meaning large scale farms cultivating one or few cash crops for an economy of agricultural mass production. Cash crops or commodity crops are agricultural crops, such as coffee, tobacco, cotton and bananas, which are grown to sell for profit in the commodity markets. Plantations became possible during colonialism due to the cheap labor from enslaving indigenous people.

vers of land degradation that now negatively affects the well-being of at least 3.2 billion people and is pushing the planet towards the sixth mass species extinction.« (2) Yes, we came to the point where we speculate an upcoming mass extinction event of life forms including our own. The general understanding is that the earth will recreate forms of life, as it has done in the previous times that has gone through climate change, ice ages, and mass extinctions. What is at stake is the survival of current species, including human species. The real question is how are we going to survive through this change, and this question does not leave space for bearing this heritage in the same way. There is a need to decolonise our relationship with plants and botanic knowledge.

There have been three major periods in human history that changed the relationship of humans with plants.

Donna Haraway writes that the ›Plantationocene‹ continues today ›with ever-greater ferocity in globalized factory meat production, monocrop agribusiness, and immense substitutions of crops like palm oil for multispecies forests and their products that sustain humans and critters alike‹. (1) To these factors that she names, I would add the exploitation of indigenous peoples and soils, who are providing cheap labor and cheap land. So, this is the relationship with plants and botany that we inherit today. Today, though, things are very different from those times. »The expansion of crop and grazing land, unsustainable agricultural and forestry practices, climate change, urban expansion, infrastructural development and the extractive industries are dri-

When travelling to South-East Asia, I was amazed by the variety of different banana types I found in the local markets. Red bananas, huge bananas, small bananas, blue bananas, bananas with pits. A few years ago when I was running a project with an urban garden in Berlin I was impressed with the variety of the different potato types I could order online from a Demeter-certified producer for growing them myself. A few of them, such as the blue and the pink ones, became then fashionable in the foodie farmers markets, but there are so many more. The same goes for tomatoes. Banana species, potato species, tomato species have their own fight to give for survival over the possible upcoming mass extinction. In fact, the greater va-

riety of different members their families have, the more chances has this species to survive. Just like us. Perhaps our favourite banana will not survive, but who are we to judge this? Botanic classification and mass agricultural production privileged some plant species over others. There is only as much as we could understand enough in order to exploit. However, facing survival we can't afford to think like this anymore. We need to radically change our worldview into learning to accept difference and accept that we don't need to eliminate what we don't understand. Plants that we don't understand in terms of profit, might prove really valuable for aiding the general balance in the fight for survival. Only when we learn to co-exist with the differences/difference of our species and with other species and their differences, we can finally become what the eco-feminist and environmental activist Vandana Shiva calls ›coproducers with nature‹. (3)

DE

Es gab drei große Perioden in der Menschheitsgeschichte, die das Verhältnis von Mensch zu Pflanze veränderten.

Die erste war die neolithische Revolution, oder auch die erste landwirtschaftliche Revolution, bei der die Menschheit von einem Lebensstil der Jagd und Sammlung zu Landwirtschaft und Siedlung überging. Archäologische Daten deuten darauf hin, dass die Domestizierung verschiedener Arten von Pflanzen und Tieren an verschiedenen Orten weltweit stattfand, beginnend in der geologischen Epoche des Holozäns vor etwa 12.500 Jahren. Die Gründerkulturen, die die Grundlage für eine systematische Landwirtschaft bildeten, sind nur acht Pflanzenarten.

Der zweite war die Gründung des Botanischen Gartens ab den 1540er Jahren. Diese Gärten ermöglichten das akademische Studium der Pflanzen. Dank Botanik und Landwirtschaft wissen wir, wie viele verschiedene Pflanzenarten es auf unserem Planeten gibt und wofür sie verwendet werden können. Wir wissen, welche Pflanzen für die Bereitstellung von Grundnahrungsmitteln angebaut werden, welche Pflanzen Materialien wie Holz, Öl, Gummi, Fasern, Farbstoffe und Medikamente liefern, welche im Wald oder Dschungel wild wachsen, welche

für Dekoration und Landschaftsbau verwendet werden, welche für die Zucht und/oder gentechnische Veränderung von Lebensmitteln oder für die Synthese von Chemikalien und Rohstoffen für Bau und Energieerzeugung.

Der dritte begann nach dem Beginn des europäischen Kolonialismus im fünfzehnten Jahrhundert, als die Spanier und Portugiesen begannen, Amerika zu erkunden, als botanisches Wissen den Weg für das ebnete, was Donna Haraway das »Plantagenzän« nennt. Letzteres kommt vom Wort Plantage, d.h. Großbetriebe, die eine oder wenige Nutzpflanzen für eine Wirtschaft mit landwirtschaftlicher Massenproduktion anbauen. Cash Cultures oder Commodity Cultures sind landwirtschaftliche Kulturen wie Kaffee, Tabak, Baumwolle und Bananen, die angebaut werden, um auf den Rohstoffmärkten gewinnbringend zu verkaufen. Plantagen wurden während des Kolonialismus durch die billige Arbeit der versklavten indigenen Bevölkerung möglich.

Donna Haraway schreibt, dass das »Plantagenozän« heute »mit immer größerer Grausamkeit in der globalisierten Fleischproduktion in der Fabrik, im Monokulturen-Agrargeschäft und mit immensen Substituten von Pflanzen wie Palmöl für Multispezieswälder und deren Produkte, die Menschen und Lebewesen gleichermaßen ernähren«, weitergeht. (1) Zu diesen Faktoren, die sie nennt, möchte ich die Ausbeutung der indigenen Völker und Böden hinzufügen, die billige Arbeitskräfte und billiges Land bereitstellen. Das ist also die Beziehung zu Pflanzen und Botanik, die wir heute erben. Heute sind die Dinge jedoch ganz anders als damals. »Die Ausweitung von Acker- und Weideflächen, nicht nachhaltige land- und forstwirtschaftliche Praktiken, Klimawandel, Stadterweiterung, Infrastrukturentwicklung und die mineralgewinnende Industrie sind Treiber der Bodendegradation, die sich inzwischen negativ auf das Wohlergehen von mindestens 3,2 Milliarden Menschen auswirkt und den Planeten zum Aussterben der sechsten Massenart treibt«. (2) Ja, wir kamen zu dem Punkt, an dem wir über ein bevorstehendes Massenaussterben von Lebensformen einschließlich unserer eigenen spekulieren. Das allgemeine Verständnis ist, dass die Erde Lebensformen wiederherstellen wird, wie es in den vergangenen Zeiten der Fall war, die den Klimawandel, Eiszeiten und Massenaussterben durchlaufen haben. Es geht um das Überleben der heutigen Arten, einschließlich der menschlichen Arten. Die eigentliche

Frage ist, wie wir durch diesen Wandel überleben wollen, und diese Frage lässt nicht den Raum, dieses Erbe in gleicher Weise zu tragen. Es ist notwendig, unser Verhältnis zu Pflanzen und botanischem Wissen zu dekolonisieren.

Als ich nach Südostasien reiste, war ich erstaunt über die Vielfalt der verschiedenen Bananenarten, die ich auf den lokalen Märkten fand. Rote Bananen, riesige Bananen, kleine Bananen, blaue Bananen, Bananen mit Vertiefungen. Als ich vor einigen Jahren ein Projekt mit einem Stadtgarten in Berlin leitete, war ich beeindruckt von der Vielfalt der verschiedenen Kartoffelsorten, die ich online bei einem Deme-

nen Mitglieder ihrer Familien ist, desto größer sind die Überlebenschancen dieser Art. Genau wie wir. Vielleicht wird unsere Lieblingsbanane nicht überleben, aber wer sind wir, dass wir das beurteilen? Botanische Klassifizierung und landwirtschaftliche Massenproduktion privilegierten einige Pflanzenarten gegenüber anderen. Es gibt nur so viel, wie wir genug verstehen könnten, um es auszunutzen. Angesichts des Überlebens können wir es uns jedoch nicht mehr leisten, so zu denken. Wir müssen unsere Weltanschauung radikal ändern, um zu lernen, Unterschiede zu akzeptieren und zu akzeptieren, dass wir nicht das beseitigen müssen, was wir nicht verstehen. Pflanzen, die wir nicht unter

Es gab drei große Perioden in der Menschheitsgeschichte, die das Verhältnis von Mensch zu Pflanze veränderten.

ter-zertifizierten Produzenten bestellen konnte, um sie selbst anzubauen. Einige von ihnen, wie die blauen und die rosa, wurden dann auf den Märkten der Foodie-Bauern in Mode gebracht, aber es gibt noch so viele mehr. Das Gleiche gilt für Tomaten. Bananenarten, Kartoffelarten, Tomatenarten haben ihren eigenen Kampf ums Überleben über das mögliche Massensterben. In der Tat, je größer die Vielfalt der verschiede-

Gewinn verstehen, könnten sich als sehr wertvoll erweisen, um das allgemeine Gleichgewicht im Kampf ums Überleben zu unterstützen. Nur wenn wir lernen, mit den Unterschieden unserer Spezies und mit anderen Arten und deren Unterschieden zusammenzuleben, können wir zu dem werden, was die öko-feministische Umwelt-Aktivistin Vandana Shiva »Ko-Produzent*innen von Natur« nennt. (3)

NOTES

- 1 Donna Haraway, »Anthropocene, Capitolocene, Plantationocene, Chthulucene: Making Kin«, *Environmental Humanities*, vol 6, 2015, pp 159–165, note 5, p 162
- 2 Ros Gray & Shela Sheikh (2018) *The Wretched Earth*, Third Text, 32:2–3, 163–175, DOI: 10.1080/09528822.2018.1483881
- 3 Vandana Shiva, *Soil Not Oil: Environmental Justice in an Age of Climate Crisis*, South End Press, Brooklyn and Boston, Massachusetts, 2008, p 6

Urbane Botanik – Schwerpunkt Neophyt*innen

Der Anstieg an Geflüchteten in den Jahren 2015/ 2016 und die darauf einsetzenden politischen Reaktionen in Deutschland wurden plötzlich ein gesellschaftlich viel diskutiertes Thema. Als politisch interessierter Mensch hat mich das stark beschäftigt. Wenn man in einer großen Stadt wie Berlin lebt, wo sich die Auswirkungen gesellschaftlicher Veränderungen schnell und deutlich zeigen, fordert das einen als Privatperson aber auch als Lehrer*in persönlich heraus.

Für mich als Biologielehrer in der Schule und Schulberater in der Botanikschule stellte sich die Frage, ob es einen Zusammenhang zwi-

schen den neuen gesellschaftlichen Veränderungen und meiner beruflichen biologischen – vor allem botanischen – Sicht gäbe.

Durch die bisherigen Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit den Kulturagent*innen und Künstler*innen habe ich gelernt, dass es sehr fruchtbar sein kann über naturwissenschaftliche Ansichten hinauszudenken und Themen aus unterschiedlichsten Blickwinkeln zu erkunden und zu durchdenken. Auch wenn wir nicht direkt eine Kulturagentenschule sind, fand ich es sehr bereichernd, an der »Urbanen Botanik« teilzunehmen zu dürfen.

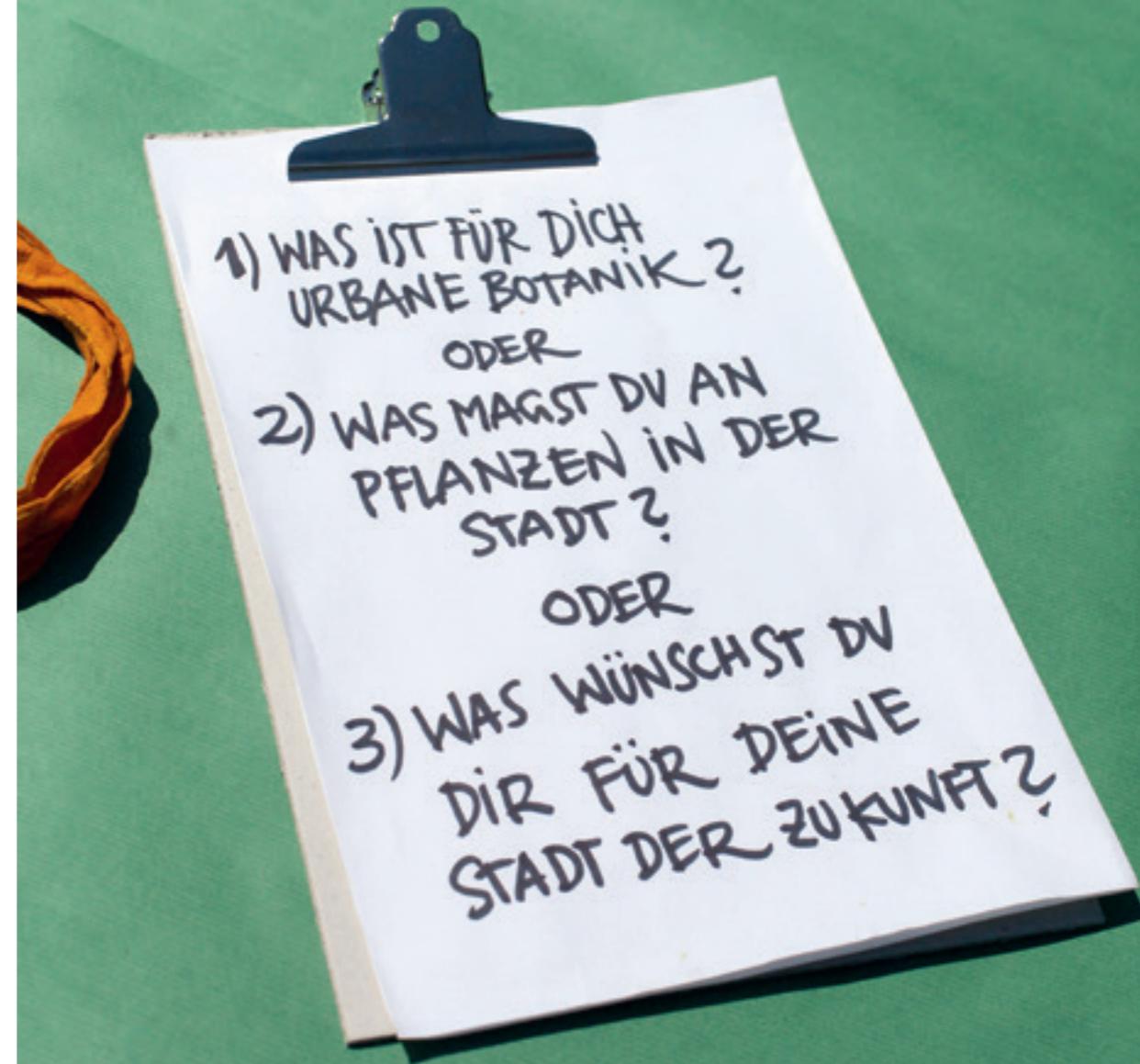
In der anregenden Diskussion entwickelte sich eine Idee zur »Urbanen Botanik« mit dem Arbeitstitel »Neophyt*innen«. Das sind Pflanzen, die weit weg von ihrem Ursprung anzutreffen sind. Viele davon sind inzwischen unverzichtbarer Teil unserer Gärten oder Ernährung geworden. Aber erstmal waren sie fremd und mussten in unseren biologischen Lebensräumen ihren Platz finden. Besonders spannend in der Diskussion fand ich die Frage, ob es ethisch vertretbar ist, eine Analogie zwischen der Wanderung der Pflanzen um den Erdball mit der Situation der Geflüchteten herzustellen. Wenn man sich die Geschichte der Erde genauer anschaut,

wird man feststellen, dass es den »einen« Standort, an dem ein Lebewesen ausschließlich vorkommt, nur selten gibt. Die Entwicklung ist geprägt durch Wanderungen. Ist Migration also kein Sonderfall, sondern die Regel?

Damit haben wir uns dann in das Projekt mit einer Schulklasse gestürzt. Für mich ist »Urbane Botanik« eine Betrachtungs- und Denkweise, beobachtbare Phänomene nicht isoliert wissenschaftlich zu betrachten, sondern sie auf ihre individuelle und gesellschaftliche Bedeutung in einer großen Stadt, in der ich lebe, zu analysieren.

Wenn man sich die Geschichte der Erde genauer anschaut, wird man feststellen, dass es den »einen« Standort, an dem ein Lebewesen ausschließlich vorkommt, nur selten gibt.

Grüne Tafel





Speed-Dating, grüne Experimente und eine lange Tafel: Schüler*innen, Lehrpersonen, Künstler*innen und interessierte Gäste aus Stadt- und Grünkultur waren an einem heißen Nachmittag im Juni 2019 in die Gartenarbeitschule Wedding eingeladen. Ein Standort, der exemplarisch für die immer wieder aktuelle Aushandlung von Freiräumen und gleichzeitig auch für die Bedrohungen Urbaner Botanik steht. Und ein Naturort, der dazu einlud, sich der Urbanen Botanik mit allen Sinnen zu nähern und sich über die Erfahrungen und Erkenntnisse auszutauschen:

Wie viel Unkraut steckt in dir?
 Was wäre, wenn Pflanzen die Macht übernehmen würden?
 Wie klingt Gemüse?
 Und wer erkennt blind die Rote Bete?

Antworten auf diese und andere Fragen konnten die Gäste an diesem Nachmittag mit unterschiedlichen künstlerischen und kulinarischen Zugängen finden.



Aus Breakdance und Hip Hop-Elementen entstand eine spontane Performance zum botanischen Großstadtleben. In der Pflanzenfärberei wurden Baumwolltaschen mit Kurkuma und Shibori-Technik verwandelt. Auf einer Mix-Tour durch den Kräutergarten entstanden Limo »mit Blubb«, Brotaufstrich und Urbanik-Kräutersalz. Teilnehmer*innen der Schreibwerkstatt erzählten von Gegenwart und Zukunft Berlins vom Standpunkt der Stadtpflanzen. Ein Besuch bei den Stadtbienen inspirierte zum Labello to go aus botanischen Substanzen. Andere näherten sich der Urbanen Botanik über die Geschmacksknospen, nahmen mit der Mikro-kamera und Solarisationsverfahren ihre verborgenen Besonderheiten in den Blick oder übersetzten ihre Wünsche, Visionen und Assoziationen in eine wuchernde Kartografie. Mit Rap und elektronischen Klängen wurde Gemüse vertont und dem Unkraut Gehör verschafft.

Die Grüne Tafel war als Experiment konzipiert; als ein gemeinsames Treffen, das ausgehend von der Frage »Was ist Urbane Botanik?« den Austausch über Erfahrungen und Erlebnisse über die Grenzen der einzelnen Teilprojekte hinaus initiieren sollte. Wie können die Hierarchien zwischen allen anwesenden Akteur*innen zeitweise verschoben werden? Die Grüne Tafel antwortete darauf als ein Format des Verhandeln im gemeinsamen Tun.





GrOw with the Flow – Hip Hop als Urbane Botanik

Über das Kultivieren eines
eigenen Stils, kritischer Bildungs-
praxis und von Gemeinschaft

Die Hip Hop Kultur wuchs in den 1970er Jahren in der lebensfeindlichen Umgebung New Yorker Großstadtghettos heran – widerspenstig, resistent und an das Umfeld angepasst wie ein Kaktus. Im reichsten Land der Welt glichen die vor allem von Personen of Color bewohnten Armenviertel einem Kriegsgebiet, da durch neoliberale Sparprogramme, Deindustrialisierung, eine Flut von Drogen und der »wohlwollenden Vernachlässigung« durch die Politik Gebiete wie die South Bronx stark verwahrlosten (vgl. Rose 1994). In dieser kargen Großstadtwüste gedieh eine vielfältige Kulturpraxis, die ähnlich einer Kaktuspflanze einige Stacheln, aber auch diver-

se Blüten vorweisen kann. Anders als andere Kulturgewächse gedeiht sie auch und vor allem in extremer Nährstoff- und Wasserknappheit, was im gesellschaftlichen Sinne rassistischer Ausgrenzung, Ausbeutung und einem Mangel an Anerkennung durch die Herrschaftsinstitutionen gleichkommt. Mittlerweile wurde ein Großteil der Kultur durch die popkulturellen Industriezweige kultiviert, hochgezüchtet und mit extrem viel Dünger verformt. Dennoch gibt es eine Erdschicht des Humus im viel besungenen Untergrund, in der die ursprünglich schwarze Hip Hop Kultur treu ihren Ursprungswerten und Orientierungen weltweit frei wachsen und

gedeihen kann. Während Anfang der 1970er Jahre diverse Einflüsse im kulturell vielfältigen Garten der South Bronx zusammenkam, legten die DJs die Beete an, in denen diese neuartige Pflanze heranwachsen konnte: Im Gegensatz zu den Manhattaner Clubs und dem kapitalorientierten Kulturindustriespektakel bildeten in der Bronx die Block Partys und Nachbarschafts-jams das Fundament für organisches Wachstum. Einer der ersten Gärtner der Kultur, DJ Kool Herc, bewässerte diesen kargen Boden mit nährstoffreicher Funkmusik. Funk (nach dem Geruch von Sex benannt) zeichnet sich neben treibenden Rhythmen auch noch durch die enge Beziehung zur Black Power- und zur Bürgerrechtsbewegung aus. In den New Yorker High

Society Clubs war sie in den 70ern längst von weich- und weißgespülter Discomusik abgelöst worden. Während erste Triebe und Knospen heranwachsen, bemerkte der erste Hip Hop-DJ Herc, dass ein Teil des musikalischen Bewässerungsprozesses besondere Blüten hervorbrachte: Der Break ist der Moment in einem Funkstück, in dem die Melodie eine Pause macht und das ursprüngliche Westafrikanische Moment zum Tragen kommt – unwiderstehlicher Rhythmus. Zu diesen Höhepunkten der Funkmusik tanzten die Bgirls und Bboys die ersten Schritte auf dem Boden und eröffneten die Disziplin, die im Mainstream als Breakdance und in der Kultur selbst als Breaking bekannt ist. Style Writer (Graffitimaler*innen) hatten bereits zu-

Aus dieser gemeinsamen Liebe ergibt sich dann die Unity der globalen Hip Hop Community. Having Fun ist eine äußerst widerständige Praxis in einer der prekärsten Umgebungen der Welt.

vor und auch schon in Philadelphia angefangen, große Lettern wie Efeu die Wände hochwachsen zu lassen und auch fahrbare Gärten auf U-Bahnen anzulegen. Diese Werke verschönerten das Stadtbild ebenso wie wilde Blumengärten und stellten gleichzeitig die in sozialen Bewegungen immer wieder gestellte Frage: »Wem gehört die Stadt?«. Gleichzeitig sieht DJ Kool Herc die neue Kulturpraxis in der Traditionslinie hochpolitizierter urbaner Poeten wie »The Last Poets« oder »Gil Scott Heron«. So fing auch Herc an, erste kleine Reime über seine Songs zu sprechen und später andere Wortschmiede anzuhören, die die rhythmische Reimkunst perfektionierten und mit einer »Message« versehen. In Anlehnung an andere soziale Größen verpass-

te ein weiterer Botaniker der ersten Generation über die Zulu Nation der Kultur einen aktivistischen und normativen Kern (der nicht von allen Praktizierenden geteilt wurde, aber weltweit weite Triebe sprießen ließ). Diese aus einer der größten und gefährlichsten Gangs New Yorks hervorgegangene Hip Hop Formation nahm bald das Attribut der Universalität in den Titel auf. Die Universal Zulu Nation vertrat den Ansatz, dass die Kultur universell sei und nach der Kommerzialisierung der Kultur wurden schnell kleinere Chapter in allen Ecken des Globus gegründet. Menschen diverser Herkunft wurden in die Kultur eingeladen und in den Zulu-Kontexten wurde diese äußerst attraktive, weil äußerst kreative Form des »Urban Gardening« ge-

treu den Ursprüngen praktiziert und angepasst an lokale Gegebenheiten und Witterungsbedingungen bzw. Kulturtraditionen. Bei der Kanonisierung der Kultur wurde zu den vier Kunstformen noch das 5. Element des Knowledge (of Self and Community) hinzugefügt. Dies bedeutet, sich seiner Herkunft sowie des Ursprungs der Kultur bewusst zu sein und die Kräfte dieser Kunstpraktiken für die Gemeinschaft einzusetzen (vgl. Chang 2007, Love 2014).

In der Zulu Nation wurden auch die neuen Hip Hop-Werte ausgerufen: der Positivity-Grundsatz wurde begleitet vom Kanon aus Peace, Love, Unity and Having Fun. Diese bezeichnen nicht einfach nur eine hippieartige Bewegung, sondern haben im Kontext extremer Armut und Ganggewalt eine besondere Bedeutung. Peace meint hier die Beilegung von Konflikten mehr oder weniger gewaltfrei über die Battles der Hip Hop Kunstformen. Love bezeichnet nicht die Liebe aller Hip Hop Praktizierenden zueinander, sondern die von allen geteilte Liebe zur Kultur. Aus dieser gemeinsamen Liebe ergibt sich dann die Unity der globalen Hip Hop Community. Having Fun ist eine äußerst widerständige Praxis in einer der prekärsten Umgebungen der Welt.

Diese über 45 Jahre existierende kulturelle Form urbaner Botanik bringt mittlerweile junge und alte Menschen jeglicher Herkunft, sexueller Orientierung und mit diversen Fähigkeiten und Begabungen zusammen: im Prozess der Kultivierung eines originellen Stils und Flows. Dein »Style« drückt im Idealfall alle Facetten deiner Persönlichkeit aus und versieht sie mit einer Superheldennote. Das Wachstum des zarten Pflänzchens des eigenen Flows bedarf genau wie klassische Botanik konstanter Pflege, Gewissenhaftigkeit und eines gemeinschaftlichen Prozesses ständigen Austausches und Lernens, ohne zwischengeschaltete Medien und Bildschirme. Die Leitlinien der kultureigenen Hip Hop Pädagogik wie das »Each One Teach One« Prinzip, werden weltweit in einer Vielzahl sozialer und Bildungsprojekte sowie in aktivistischen Formaten eingesetzt. So etwa im Senegal, wo die von Rappern, Aktivist*in-

nen und Journalisten gegründete »Y'en a Marre« (Wir haben Genug!)-Bewegung neben politischer Bildung und Massenprotesten gegen eine korrupte Regierung und gegen westlichen Wirtschafts imperialismus auch urbane Botanik betreibt. Angelehnt an die »Set Setal« (Mach Sauber, Räum Auf!) Bewegung der 80er Jahre, bringen die jungen Hip Hopper*innen die Jugend und die Nachbarschaft dazu, Bäume und Sträucher in den kargen und äußerst armen Vorstädten Dakars anzupflanzen. So wirken sie der Desertifikation entgegen und erfüllen die vom Staat vernachlässigten Aufgaben der Verschönerung und Instandhaltung der Stadtviertel. »Y'en a Marre« Mitglied erster Stunde Fou Malade, der auch einer der bekanntesten Rapper des Landes ist, betreibt sein eigenes Kulturzentrum namens »G Hip Hop« im Dakarer Vorort Guediawaye. Dieses Zentrum beheimatet auch die »Volontaires Vertes«, die in Schulprojekten oder direkten Aktionen in den Nachbarschaften kleine Kräuter und Gemüsegärten anlegen, inklusive diverser Pflanzen zur Verschönerung der Umgebung. Im Sinne der Hip Hop Kultur nutzen sie die Selbstermächtigung dazu, etwas an die Gemeinschaft zurückzugeben.

Ähnliche Programme der Verbindung von attraktiver Jugendkultur und Urbaner Botanik (Betonung auf Urban) ist auch in Berliner Jugendprojekten denkbar. Die »HollyHood Schulakademie für Hip Hop & Social Justice« bringt Praxisworkshops in allen Hip Hop Disziplinen mit einem kritischen Bildungsinput zusammen. Die Schulakademie könnte ebenso in den vielen Stadtgärten Berlins stattfinden, mit einem thematischen Fokus auf dem Kultivieren von metaphorischem Stil und echten Nutzpflanzen. Dies wäre eine gewinnbringende Möglichkeit, Jugendlichen die Urbane Botanik näherzubringen. Graffiti pieces aus Pflanzenarrangements in einem Beet oder einem hängenden Garten sind genau so denkbar wie Rap über Unkraut (vgl. Konyali im gleichen Heft), Tanzchoreographien mit Elementen von Pflanzenwachstum, Beatboxbotanik oder Beatproduktionen nur mit Sounds, die im Garten gesammelt und gesampelt wurden. In diesem Sinne: Go with the Flow and let it grow!

QUELLEN

- Chang, Jeff (2007): Can't Stop Won't Stop! A History of the Hip Hop Generation. London: Ebury Press
 Dufresne, David (1992): YO! Rap Revolution. Hamburg: Michael Schwinn Buchverlag
 Love, Bettina (2014): »Urban Storytelling: How Storyboarding, Moviemaking and Hip-Hop-Based Education Can Promote Students' Critical Voice« in: English Journal Vol. 103 No. 5 S. 53-58
 Rose, Tricia (1994): Black Noise. Rap Music and Black Culture in Contemporary America. London: Wesleyan University Press

Was macht eine Aparajita in meinem Wintergarten?

Urbane Botanik.

Sporen, die der Wind getragen hat und nun ein Pflänzchen sind das aus einer Mauer hervordringt

Bald wird es Risse in ihr aufgemacht haben und vielleicht, irgendwann ist die Mauer weggetan

Die zweite Assoziation, die »urbane Botanik« hervorrief, war die mit dem Park am Gleisdreieck – ein anderer, langer Riss, und zwar im Stadtplan Berlins. Er ist der nächstgelegene Park von meiner Wohnung aus, aber dass er mir einfiel, hatte zwei bestimmte, und jeweils gewissermaßen mit Urbanität verbundene, Gründe. Doch was bedeutet »Urbanität«? Für mich steht sie für Differenz, also für unterschiedliche Menschen, Vorstellungen, Wünsche; für Aushandlungen über den Raum; für Organisation zwischen Individuen und Gruppen; und zweifellos für die Möglichkeit von Bewohner*innen, einen Dialog darüber zu führen, wie sie wohnen und leben wollen – was immer wieder bedeuten kann, dass sie sich gegen Pläne der Politik, der Verwaltung oder des Markts auflehnen. Der zwischen 2011 und 2014 eröffnete Park am Gleisdreieck ist erstens ein hervorragendes Beispiel davon, zeugt er doch von einer Resozialisierung städtischen Bodens (die Fläche war einmal Privateigentum der Deutschen Reichsbahn, danach von einer Aktiengesellschaft) und von Jahrzehnten der Mobilisierung von Bewohner*innen, die sich einer dort geplanten Stadtautobahn erfolgreich widersetzen. Zweitens interessiert mich an diesem Park, dass ihn viele Berliner*innen trotz der Erfolgsgeschichte, für die er steht, wegen seines ausgeprägt »urbanen« Charakters nicht mögen: Ihnen ist er nicht genug »Natur«. Andere wiederum vertreten die gegenteilige Position: Gerade weil der Park nicht zu suggerieren versucht, »Natur« zu sein, sondern ein dezidiert »urbaner« Park ist, sei er gelungen. Solche Meinungsunterschiedlichkeiten gehören zu der für Urbanität charakteristischen Differenz dazu, gleichzeitig manifestieren sie Vorstellungen von und Erwartungen an »Stadt« und »Natur«, die für meine Annäherung an das Konzept »urbane Botanik« hilfreich waren.

Zur Zeit der Moderne etablierte sich in vielen westlichen Ländern die Auffassung, dass alles, was aus menschlicher Tätigkeit hervorgeht, »kulturelles« Erzeugnis sei und sich von den »natürlichen« Gegenständen unterscheide. Die Stadt wurde als Produkt menschlicher Arbeit und Technik sowie als Ort der Zusammenkunft von Menschen und Einrichtungen verstanden, die intellektuellen, geistigen und künstlerischen Tätigkeiten nachgehen, und somit dem Bereich der »Kultur« zugeordnet. Dabei wurde »Natur« mehr und mehr zum gedanklichen Außen der Stadt; die Vorstellung einer »urbanen Natur« diente höchstens Landschaftsplaner*innen, Künstler*innen und manchmal Phi-

losoph*innen als fruchtbares Paradox. Doch nach mehr als 100 Jahren scheint diese Trennung ins Wanken zu geraten. Nicht zuletzt dank feministischen und Indigenen Gegen-Konzeptionen begreifen wir, dass »Natur« und »Kultur« – wenn sie überhaupt als solche bestehen – füreinander (über)lebensnotwendig sind; dass wir menschliche und nicht-menschliche Gegebenheiten nicht länger als einander extern betrachten müssen. Und, besser gesagt, dürfen: Die anthropozentrische Weltsicht, die der Kultur-Natur Dichotomie zugrunde liegt, hat zwar die Idee der Gleichheit aller Menschen verbreitet und eine, wohl noch nirgendwo vervollständigte, Emanzipation von obsoleten Wertvorstellungen und Machtstrukturen gefördert, aber durch ihren Fortschrittsglauben und ein instrumentelles Verständnis der Umwelt auch die progressive Aushöhlung und Erschöpfung der Reproduktionsfähigkeiten der Natur verursacht. Das Bild der »urbanen Botanik«, so scheint mir, hat mit dieser Zäsur zu tun.

Was bedeutet »Botanik«?

Dem Begriff nach befasst sich Botanik (»Wissenschaft der Pflanzen«) mit einem Teil der Natur, und zwar einem, der in den meisten Städten reichlich präsent ist: Pflanzen. Wir züchten sie auf Balkonen und in Wintergärten, in Schrebergärten, Datschen, in Nachbarschaftsgärten und, womöglich als Mitglieder von Guerrilla Gardening-Truppen, auf Verkehrsinseln oder auf dem Bürgersteig. Steht »urbane Botanik« für diese Praktiken? Nein. Wenn wir eine nicht-anthropozentrische Perspektive einnehmen – eine Perspektive, die »Natur« und »Kultur« nicht segregiert, sondern die Komplexität und Vielfalt der Interaktionen zwischen Menschlichem, Nicht-Menschlichem und gar Post-Menschlichem zu berücksichtigen versucht – merken wir schnell, dass eine derartige Interpretation reduktiv wäre. Mit einer urbanen Botanik verbindet sich eher der Wunsch, das Programm, die Notwendigkeit, angesichts einer Situation der Erschöpfung in der heutigen Zeit handlungsfähig zu werden. Wir Menschen haben den Planeten langfristig verändert und teilweise irreparabel beeinträchtigt. Wir müssen uns zunehmend mit bereits sichtbaren Folgen wie Verwüstung, Nahrungs- und Wasserknappheit, aber auch mit sich erst andeutenden Effekten befassen, die von Kontaminationen und technischen Eingriffen herrüh-

ren und uns alle, Menschen genauso wie Pflanzen, Böden genauso wie Meere, betreffen. Nehmen wir die Mutationen von unseren Körpern und Wahrnehmungsapparaten hinzu, die durch Prothesen (von künstlichen Herzen bis Brillen und Kontaktlinsen), chemische Stoffe (von den immer stärkeren Antibiotika zu den Plastikbeständen in unseren industriell verpackten Nahrungsmitteln), aber auch durch Gewöhnung (ich denke hier z.B. daran, wie unsere Gestik, Körperhaltung, Kleidung das Smartphone mittlerweile integriert – ja »einverleibt« – haben), gefördert werden, dann stehen wir vor einem verstörenden Szenario.

Doch wenn die Epoche des »Post-Menschlichen« allmählich erreicht ist und wir uns zu Cyborgs verwandeln, bedeutet dies nicht zwangsläufig, dass wir weniger »menschlich« handeln werden. Könnten hier nicht sogar die Bedingungen für eine aufmerksamere, schonendere Kohabitation des Planeten mit und zwischen Cyborg-Menschen und Pflanzen-Mutanten entstehen? Mit anderen Worten, wenn uns die Feststellung einer Krise nicht bloß dazu verleiten soll, eine »schöne«, »unversehrte« alte Welt zurück haben zu wollen, die es nicht mehr gibt (und vielleicht nie gegeben hat), müssen wir nach Bildern und Ansätzen suchen, die Mut zur Öffnung und Durchmischung machen. »Urbane Botanik« könnte eines davon sein.

Ebendieses Bild bescherte mir eine dritte Assoziation. Seit Jahren forsche ich in Bangladesch und Indien über die »Produktion des Raums«; mich treiben die Taktiken und Strategien um, die vor allem Land-Stadt-Migrant*innen entwickeln, um mit Prekarität umzugehen sowie um ihr Recht auf Stadt zu erkämpfen. Dabei sind viele Freundschaften mit engagierten, mutigen sowie pragmatischen Menschen entstanden, unter ihnen Sadia. In Dhaka studieren wir zusammen das Alltagsleben einer vom Staat ungewollten, und daher äußerst prekären, selbstorganisierten Siedlung. Einmal, nach einem Treffen mit jungen Frauen, in dem es wie so oft um die Frage der Selbstbestimmung in patriarchalen Kontexten ging, brach sie in Tränen aus. Schnell realisierte ich, dass auch sie, obwohl der gebildeten Mittelschicht zugehörig und an einer Universität angestellt, gerade mit derselben Frage zu kämpfen hatte. Abends setzten wir das Gespräch auf dem Dach eines Hauses fort, wo ihr Freund Imran ein kleines Atelier installiert hatte. Er haderte genauso wie sie mit Eltern, für die es keine »anständige« Form der Liebe außer der Ehe gibt, und die nun ein Ulti-

matum gestellt hatten: Die beiden sollten entweder heiraten oder einander nicht mehr besuchen. Auf dem Dach hatte Imran Töpfe vorgefunden und, wie es im dicht bebauten Dhaka mittlerweile üblich ist, einen kleinen Blumen Garten angelegt; als ich mich verabschiedete, überreichte er mir eine Handvoll Schoten und sagte, »pflanze sie in Berlin, sie werden dich an Dhaka und an uns erinnern«. Nach der Rückkehr ließ ich die krummförmigen Schoten aber liegen und dachte nicht mehr an sie, bis mir letzten Monat Sadia schrieb, dass sie letztendlich geheiratet haben. In meiner Wohnung gibt es keine schönen alten Töpfe und im Wintergarten war seit Ewigkeiten nichts passiert; ohne genau zu wissen, warum, säte ich nun ein paar Samen in den einzigen Pflanzentopf ein, den ich ausfindig machen konnte. Ob das etwas hergeben würde, bezweifelte ich – der nachdenkliche Abend auf dem Dach lag schon eineinhalb Jahre zurück. Da ich keinerlei botanische Kenntnisse habe und aus der Erde nichts herausblickte, säte ich tagein tagaus weiter in den kleinen Plastiktopf ein. Doch circa zwei Wochen später waren die ersten Keime zu sehen, und wie ich mich wunderte, als ihnen viele, viele mehr folgten!

Warum ich das alles erzähle? Weil auch das urbane Botanik ist. Und zwar nicht mein fröhliches Gärtnern, sondern das Reisen, Wachsen und Heimisch-Werden von Samen von einer Stadt zur anderen, über Länder, Kontinente und Klimazonen hinweg. So verbreiten und verändern sich Pflanzen samt ihrer Genetik seit Jahrtausenden, ob von Zugvögeln, Botaniker*innen, Migrant*innen, oder Freund*innen befördert. Demnach steht »urbane Botanik« nicht nur für eine entschlossen zu fördernde Wende von anthropozentrischen zu offenen Weltbildern, sondern auch für die Aufgabe, die Welt selbst für Unterschiedliches, Eindringendes, Durchmischendes offen zu machen.

Urbane Botanik —

Interaktion von Natur und städtischem Raum

Es ist Februar, der Moritzplatz in Kreuzberg ist gesäumt von schmutzigen Schneeresten, Menschen hasten an der Ecke eines umzäunten Grundstücks vorbei. Hinter dem Zaun, der mit Clematis, Werbeplakaten und Fahrrädern zugewuchert ist, befindet sich der Prinzessinnengarten im Winterschlaf. Die 500 Beete, die Gartenküche und die Bühne, die Staudengärtnerei und die Bienenkästen, alles scheint reglos zu verharren. Doch dauert es nur noch ein paar Wochen, bis die ersten Samen wieder vorgezogen werden, die ersten Sonnentage im März die Gärtner und Gärtnerinnen wieder geschäftig werden lassen, und im April die ers-

ten Orientierungsflüge der Bienen beginnen. Spätestens im Mai wird der Garten dauerhaft seine Pforten öffnen. Schulen kommen zu Besuch, um im Garten zu lernen, ältere Menschen gärtnern mit oder genießen es einfach, an einem grünen Ort voller Leben sitzen zu können, wo ihnen kein Konsum abverlangt wird. Menschen, die das erste Mal in den Garten treten, folgen den Pfaden, bleiben mehrmals stehen, schauen sich um und scheinen etwas zu suchen. Wen sie gärtnern sehen, dem nähern sie sich und stellen die oft gehörte Frage: »Was ist das hier eigentlich?« Die Antwort variiert meist die Begriffe Gemeinschaftsgarten, urban gar-

dening, urbane Landwirtschaft oder auch Urbane Botanik.

Mit der Vision, Grün in der Stadt zu fördern, haben wir in letzten 10 Jahre viele weitere Orte der Urbanen Botanik als eine Art »Ablegergärten« des Gemeinschaftsgartens am Moritzplatz entstehen lassen: An Schule, an Kitas, in Hinterhöfen, auf den Dächern Berlins, auf verschiedenen Frei- und Brachflächen und auf einem Friedhof. Der Schulgarten der Friedensburg Oberschule ist einer dieser »Ablegergärten«.

Aber was ist eigentlich Urbane Botanik und was umfasst sie? Botanik ist Pflanzenkunde, also eine Wissenschaft, die die Natur, genauer die Pflanzen erforscht. Botanik bedeutet aber auch die Weitervermittlung von Wissen zur Pflanze. Urban steht für städtisch, für die Stadt, für städtisches Leben. Urbane Botanik könnte somit als die Kunde über die Pflanzen, welche sich im urbanen Raum etablieren und durchsetzen, wie zum Beispiel die Robinie, die Brachflächen erobert und bewuchert, verstanden werden. Meines Verständnisses nach umfasst die Urbane Botanik mehr:

Die Fragen, die Urbane Botanik stellt. Edward Osborne Wilson, ein amerikanischer Biologe, schrieb einmal, dass die natürliche Welt die informationsreichste Umgebung ist, mit der Menschen jemals interagieren werden (Wilson 1984). Die Urbane Botanik gibt eine menschlich modifizierte Art der Natur wieder. Eine Natur, die mit dem städtischen Raum interagiert und welche dennoch reich an Eindrücken und Erkenntnissen ist. Bildung findet zunächst auf einer Ebene statt, die in der Auseinandersetzung und Deutung der sinnlich erfahrbaren Umwelt besteht: fühlen, riechen, probieren, anpacken, sich spüren, ausprobieren, sich austauschen. Wer selber erntet, wird überrascht – etwa davon, dass es blaue Kartoffeln gibt – und landet schnell bei der Frage, warum es blaue Kartoffeln nicht im hiesigen Supermarkt gibt. Wer mitgärtner und Saatgut aussät, Jungpflanzen pikiert oder Kompost umsetzt, stolpert schnell über Fragen, die unsere heutige Nahrungsmittelproduktion betreffen. Wie aufwändig ist es, genug Gemüse anzubauen, damit man davon leben kann? Wie viel Land braucht es, um Berlin zu ernähren? Damit wirft die Urbane Botanik Fragen auf, die politische, soziale oder wirtschaftliche Themen betreffen. Sie stellt einen Interaktionsraum, der ermöglicht, globale Themen wie Ernährungssicherheit, Artenvielfalt, Naturschutz oder globale Erwärmung unmittelbar wahrzunehmen.

Orte der Urbanen Botanik haben als öffentliche Flächen einen niedrigschwelligen Zugang. Sie haben als Begegnungsort der Menschen in der Stadt das Potenzial, Vernetzung, Austausch und Gemeinschaft zu fördern.

Prinzessinnengarten am Moritzplatz

Seit 2009 existiert der Prinzessinnengarten mitten in Berlin-Kreuzberg auf 6000 Quadratmetern. Anders als in einer Gartenkolonie ist dieser Garten ein Gemeinschaftsgarten, in dem niemand ein eigenes Beet besitzt. Wer Lust hat, kann mitmachen, mitgärtnern oder mitorganisieren. So ist eine Plattform für die kreative Bearbeitung vieler Themen entstanden, die sich im städtischen Zusammenleben ergeben, die von der Lebensmittelproduktion über die Stadtplanung bis zum Arbeitsleben reichen.

LITERATUR

Wilson, Edward Osborne: *Biophilia* – Harvard, 1984, Harvard University Press





Urbanik: Eine Verflechtung von Perspektiven

ELISA Versucht bitte, kurz von dem Projekt – den vielen Monaten Arbeit, den verschiedenen Schulen und Teilnehmer*innen – Abstand zu nehmen und so zu tun, als ob ihr den Begriff zum ersten Mal hören würdet: Was wäre eure ganz persönliche Assoziation zu »Urbane Botanik«?

SILKE Ich muss an einen Versprecher denken, der sich bei mir durchzieht: Ich sagte während des Projekts immer »Urbanik«. Möglicherweise zeigt dieser Versprecher, was in unserem Prozess passiert ist. Für mich hängen die beiden Begriffe, »urban« und »Botanik«, sehr eng zu-

sammen, es findet eine Verschränkung von unterschiedlichen Elementen statt. Wobei mich im Wissen, dass zwischen den Begriffen ein Zusammenhang besteht, deren Unterschiedlichkeit interessiert.

KATHARINA Die Grüne Tafel, die Abschlussveranstaltung des Kooperationsprojektes, ist für mich erlebte Urbane Botanik. Auf vielerlei Ebenen wurde an diesem Tag etwas zusammengeführt, auch die zwei scheinbar widersprüchlichen Begrifflichkeiten »urban« und »Botanik«. Viele Menschen, die sich in der Gartenarbeitsschule getroffen und zu den beiden Begriffen gearbeitet ha-

ben, wären ohne das Projekt nie an diesen Ort gekommen. Ihre Zusammenkunft und die Vermischung von Ideen, Körpern und Konzepten an diesem Tag ist für mich Urbane Botanik.

ANNIKA Bei Urbaner Botanik geht es für mich auch darum, Räume zu besetzen, sich Räume zu nehmen, die dafür eigentlich gar nicht vorgesehen sind. Damit korrespondiert vielleicht das Bild des Löwenzahns, der durch den Asphalt schießt – eine Botanik, die sich nicht kontrollieren, nicht einhegen lässt. Dies lässt sich auch auf Prozesse übertragen, die sich entziehen, die an unvermittelten Stellen auftauchen. Wie die Menschen, die unter normalen Umständen nicht in der Gartenarbeitsschule gewesen wären und dort für den Ort ungewöhnliche Dinge gemacht haben. Es gefällt mir, wenn eine Reibung entsteht, wenn zwei Felder aufeinandertreffen und dies eine Irritation erzeugt. Genau das ist bei der Grünen Tafel geschehen. Aus dieser Begegnung von Unterschiedlichem ist etwas Neues erwachsen.

SILKE Ja, das Moment der Zusammenkunft, des Sich-Entziehens einer Eindeutigkeit. Für mich hat das, was bei der Grünen Tafel die Reibung produzierte, etwas mit Durchbrechen zu tun, mit dem Zusammenbringen einer Vielstimmigkeit. Und es fanden Aushandlungen statt, etwas anderes hat sich herauskristallisiert. Menschen sind zusammengekommen und haben sich über das Tun miteinander verbunden.

ELISA Ich sehe, die Begrifflichkeit ist für euch am besten unter Bezugnahme auf das Erlebte denkbar. Auch für mich war die Grüne Tafel ein rares Erlebnis von Unterschiedlichkeiten. Diese kamen miteinander in Berührung und ließen einen veränderten sozialen Raum entstehen. Umso stimmiger scheint es mir, wenn ich neben dem, was sich in den Workshops ereignete und was auf die Esstische kam, auch daran denke, wie sich die verschiedenen Teilnehmer*innen verhalten haben: wie sie den Platz wechselten, wie durch das moderierte Spiel kleine Interaktionen entstanden. Für uns Gäste war Letzteres ein kleiner, aber bedeutender Moment des Unvorhergesehenen. Die Schüler*innen setzten sich vielleicht zu ihren Freund*innen, aber gegenüber oder neben ihnen saßen oft Unbekannte. So versuchten die einen oder die anderen, teilweise mit Provokationen, die Schüchternheit zu überwinden und eine Brücke zu bauen. Insofern bot die Grüne Tafel einen Raum der Begegnung von Differenzen. Als sich, zum Beispiel, Schüler*innen neben mir über das Essen be-

schwerten, wurde mir klar, dass hier nicht nur differente Bilder und Praktiken, sondern auch Gewohnheiten und Verhaltensweisen, inklusive selbstverständlich Konsumverhaltensweisen, aufeinandertrafen, die mit Herkunft, Alter, sozialen Schichten einhergehen. Das stellte für mich eine wertvolle und leider immer noch selten stattfindende Zusammenkunft der Unterschiede dar.

KATHARINA Ja – eine Zusammenkunft der Unterschiede. Sich Unterschiede bewusst zu machen, auch Unterschiede der Erfahrungen, die die Schüler*innen in den sieben Teilprojekten gemacht haben; nichts vorauszusetzen, das meinem eigenen Erfahrungsschatz oder meiner Erwartung an Erlebnisse anderer entspringt: Das nehme ich als meine Erfahrung der Urbanen Botanik mit. Als Beispiel dafür sehe ich die von uns formulierte Frage: Was ist für dich Urbane Botanik? Diese Frage, so dachten wir, verbindet uns alle. Aber viele der teilnehmenden Schüler*innen konnten weder etwas mit dem Begriff »urban« noch mit dem Begriff »Botanik« anfangen. Sie haben offensichtlich andere Erfahrungen in ihren Projekten abgespeichert. So ist es wohl konsequent, dass an dem Tag unsere Frage nach Urbaner Botanik gar nicht von ihnen beantwortet wurde. Es lief also anders als von uns erwartet. Und es wurden neue Fragen aufgeworfen.

SILKE Die Frage, was ist für dich Urbane Botanik, wurde nicht beantwortet und daran ist etwas sichtbar geworden: Erwartungen, Setzungen, blinde Flecken etc. Der Austausch hat an vielen Stellen funktioniert, vor allem darauf bezogen, was die eingeladenen Schüler*innen aus den Projekten mitgenommen und sichtbar gemacht haben, z.B. in den Botschaften. Aber die von uns gemeinsam gewählten Begriffe waren in den Teilprojekten nicht eingeführt worden. Ich glaube, wir hätten wohl viel erfahren (können), wenn wir gefragt hätten: Was hast du in deinem Projekt gemacht? Was für Verbindungen zwischen deinem Projekt und dem heutigen Tag siehst du? Wo sind Unterschiede? Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr scheint mir diese Frage eine Art Assoziationsraum zu sein, um miteinander ins Gespräch zu kommen. Diesen Raum haben wir allerdings mit der Art geöffnet, wie wir die Grüne Tafel kuratiert haben. In der Gartenarbeitsschule sind Aneignungsprozesse sichtbar geworden. Vielleicht ist es gar nicht notwendig, eine Antwort zu haben, und die unbeantwortete Frage ist eher ein Denkraum und eine Möglichkeit.

ELISA Inwiefern ist der Aspekt, dass sich Pflanzen stets wandeln und neu anpassen, auch indem und weil sie zirkulieren, reisen, »umgepflanzt« werden, für euch wichtig? Also, dass Urbane Botanik auch Verständigung und Wandel in einer plurivokalen Gesellschaft der Migrationen und Grenzüberschreitungen bedeuten kann?

SILKE Für mich ist das auf jeden Fall wichtig, ich komme alltäglich mit Diskriminierungsstrukturen in Kontakt. Natürlich beschäftigt mich das auch in künstlerisch-educativen Projekten. Unser Projekt hatte viel mit dem Thema zu tun: Der Zusammenhang von Migration, Grenzüberschreitung und Rassismus wurde darin z.B. über die Pflanzenwelt verhandelt. Beispielsweise wurde deutlich, dass das »Wandern« und auch das »Hybride« bei Pflanzen akzeptierter ist als bei Menschen.

KATHARINA Das Thema Migration läuft mit, mal mehr, mal weniger deutlich. Und – das würde ich gerne noch mal allgemeiner fassen: Genau so sehe ich Kulturelle Bildung. Gesellschaftsrelevante Themen spielen in den Projekten, die wir Kulturagent*innen mit verantworten, immer eine Rolle. Vielleicht werden die persönlichen Fragen und Antworten durch die Teilnehmer*innen nicht immer explizit ausgesprochen, sind aber spürbar und werden individuell erlebt. Für jede*n anders. Es ist also vielleicht gar nicht wichtig, alles, was sich hinter Urbaner Botanik für den*die Einzelne*n verbirgt, mit Worten zu beschreiben. Vielmehr entspricht eben das Gespürte und das Erlebte der*des Einzelnen der Idee und dem Wert der Kulturellen Bildung.

So hatten Schüler*innen ihre eigene Herangehensweise. Sie haben Fragestellungen auf andere Weise geschärft, als ich es erwartet hätte. Sie haben zum Beispiel ein Teilprojekt, das ursprünglich zum »Überwintern« formuliert war, zu einem »Überlebensprojekt« gemacht. Die Schüler*innen erfanden ein Spaceshuttle, das sie auf ihrem Schulgelände notlanden ließen. Sie haben also eigene Assoziationen zum »Überwintern« hergestellt, eine eigene Geschichte erfunden und innerhalb dieses Plots verschiedene Aspekte verhandelt, auch das Fremdsein. Ich denke, die Freiheit, wie im Projekt mit dem Begriff Urbane Botanik von allen Beteiligten umgegangen wurde, war genau richtig.

SILKE Ich stimme dir zu: Die Schüler*innen haben in der Praxis erforscht, was ich mit dem Begriff Urbane Botanik verbinde: Ihre Praxis hat ja erst möglich gemacht, ihn mit Inhalt zu füllen.

ANNIKA Dennoch, durch das Stellen der Frage »Was ist Urbane Botanik?« haben wir eine Schulsituation reproduziert, in der die Schüler*innen möglicherweise das Gefühl hatten, die Antwort nicht zu wissen, und somit eine hierarchische Situation erzeugt.

SILKE Das stimmt. Gleichzeitig zeigt es, dass Reflexionen des eigenen Handelns kontinuierlich in künstlerisch-educative Prozesse eingeplant werden müssen, um eben solchen Mechanismen auf die Spur zu kommen und sie nicht zu reproduzieren. Mich interessiert, wie durch gemeinsame künstlerisch-educative Erfahrungen verfestigte Grenzen – Hierarchien und Machtverhältnisse – verwischt, bewegt und überschritten werden können. Wie entlang von Interaktionen zwischen allen Überlagerungen zwischen Dingen und Menschen entstehen, die diese Grenzen verschieben.

ELISA Ich stelle jetzt eine These auf: Beziehungen können als Urbane Botanik bezeichnet werden, insofern, als dass sie immer eine Differenz zwischen den an ihnen Teilhabenden (das könnten Menschen aber auch andere Wesen und sogar Dinge sein) voraussetzen. Das »Botanische« hat auch mit organischem Wachsen und Sich-Entfalten zu tun. Wir bauen Pflanzen zwar an, sie aber finden immer ihren eigenen Weg, nicht zuletzt indem sie auf die jeweilige Umgebung reagieren: die Humusschicht etwa, die benachbarten Pflanzen oder das Klima. Ähnlich – in einer spannungsgeladenen Aushandlung mit inneren und äußeren Kräften, Bedingungen, Bedürfnissen, Veranlagungen – entwickeln sich menschliche Beziehungen. Was würdet ihr sagen, wenn ich behauptete, dass eure Arbeit mit Schüler*innen, Lehrer*innen und Kunstschaffenden an sich Urbane Botanik ist?

ANNIKA Schwierig finde ich die Idee des Anbauens dann, wenn sie im Sinne von »Kultivieren« verstanden wird.

ELISA Botanik bedeutet nicht primär Kultivieren. Bei der »Wissenschaft der Pflanzen« geht es um den Versuch, Pflanzen zu verstehen, bzw. zu verstehen, welche Zusammenhänge zwischen ihnen sowie zwischen ihnen und verschiedenen Umgebungen bestehen.

KATHARINA Mir kommt dazu eine Filmsequenz in den Sinn: Zwei Kletterpflanzen, die am selben Strang klettern, die eine viel kräftiger als die andere. Die Schwächere versucht, Raum zu

erobern, sie möchte auch nach oben zum Licht. Sie möchte auch leben! Und fängt an, nach der stärkeren Ranke zu schlagen. Der Film geht, wie so manches im Leben, schlecht aus. Die schwächere Pflanze wird durch ihren Aktivismus, Raum zu erobern, um zu überleben, noch schwächer – bis sie schließlich kapituliert und stirbt.

ELISA Ich wollte die Arbeit der Kulturagent*innen als eine Art Urbaner Botanik definieren. Die Analogie liegt darin begründet, dass es für die Arbeit einer Kulturagent*in typisch ist, gewisse Elemente – Schulklassen, Lehrende, gesellschaftliche Themen, Kunstschaffende sowie natürlich Schulen, und zwar als Institutionen aber auch als physische Orte mit einer eigenen Materialität, Räumlichkeit, Ausstrahlung – zusammenzufügen. Und dabei zu berücksichtigen, dass etwas nicht wie geplant verlaufen könnte. Dass Kulturagent*innen verschiedenste Elemente in ihren komplexen Zusammenhängen analysieren, fördern und den Zwischenraum bespielen, der sich zwischen ihnen entfaltet.

SILKE Ich glaube, dass es auch um Widersprüchlichkeiten geht. Zu unserem Arbeitsalltag gehören zum Beispiel Konflikte, die nicht unbedingt mit den Persönlichkeiten einer Lehrer*in und einer Künstler*in zu tun haben, sondern mit verschiedenen und auf den ersten Blick unversöhnlich wirkenden Vorgehensweisen, mit unterschiedlichen Methoden, Systemen und Praktiken. Darin liegt die Möglichkeit, im Sinne Donna Haraways, Standpunkte zu bewegen, ohne gleichzeitig alle Differenzen in einem zentralen Standpunkt aufzulösen.

ELISA Wobei ihr der Tatsache, dass die meisten Menschen – wie Pflanzen auch – sich mit anderen gemeinsam und dennoch eigenständig entfalten, also gewissermaßen eigensinnig agieren, Vertrauen schenken könnt. Es geht ja nicht um Falsch oder Richtig: Vertrauen in menschliche Beziehungen und soziale Prozesse zu haben, bedeutet auch zu akzeptieren, dass die Sachen, die wir machen, zu einem gegebenen Moment nicht unbedingt klar oder stimmig sein mögen, später aber Sinn ergeben könnten ...

ANNIKA ... da Schüler*innen Subjekte sind, also eigenständig denken und handeln, und nicht von uns »dirigiert« werden können. Dies schließt an den Gedanken an, dass Schüler*innen sich nicht »kultivieren« lassen. Dies widerspricht vielmehr der Zielsetzung des Ganzen!

ELISA Natürlich ist es essentiell, dass die Kulturagent*in jeweils tiefgründig überlegt, wie sie ein Projekt einbettet oder wie sie Fragen stellt, aber eigentlich muss sie auf eine nachhaltige Wirkung vertrauen, und diese ist nicht komplett vorhersehbar. Ich halte das Verständnis, dass gewisse Ideen, Maßnahmen und Interventionen vielleicht nicht unmittelbar Wirkung zeigen, sich aber später als sinnvoll oder sogar entscheidend erweisen können, für eine fundamentale Voraussetzung politischer Arbeit, auch oder vor allem der Bildungsarbeit.

KATHARINA Wahrscheinlich trage ich bislang doch einen reproduzierenden Anspruch in mir. Obwohl wir in der Kulturellen Bildung im Prozess denken und kein Produkt erzeugen wollen, schleicht sich immer wieder die Idee ein, dass wir im Rahmen eines Projekts oder einer Grünen Tafel etwas Bestimmtes in den Teilnehmer*innen auslösen möchten. Das Vertrauen auf Wirksamkeit und auf die damit verbundene Vielfalt und Nachhaltigkeit des Erinnerns finde ich den interessantesten Denkanstoß meiner Projekterfahrungen innerhalb der Urbanen Botanik.

ELISA Die meisten Erfahrungen ergeben tatsächlich erst im Nachhinein Sinn. Wir sind fast nie bereit für das, was kommt. Irgendwann aber merken wir: Ah ja, das war gut, was ich damals gelernt habe, obwohl ich es unangemessen fand. Oder: Ah ja, damals hat mich das überfordert, aber gut, dass ich mitgemacht habe.

KATHARINA Alles setzt sich wie ein Teppich oder Mosaik aus Erfahrungen, Gefühlen und Erinnerungen zusammen. Nur manches nimmt man sofort wahr. So etwas wie Glück, vielleicht?

ELISA Ich war an diesem Tag glücklich! Und auch neidisch: Ich fragte mich, warum ich nicht so alt bzw. jung bin, dass ich mit diesen Schüler*innen bei einem solchen Projekt mitmachen kann. Solche Möglichkeiten gab es ja gar nicht in meiner Schulzeit.

KATHARINA Da haben wir den Erinnerungsteppich! Du konntest die Situation sofort mit anderen Situationen verknüpfen.

ANNIKA Bestimmte Erfahrungen erhalten tatsächlich erst im Rückblick ihren Sinn. Ich denke zum Beispiel an eine Gruppe von Schüler*innen, für die der Besuch der Gartenarbeitsschule zunächst vor allem negativ konnotiert war, weil ihre Turnschuhe dort dreckig wurden. Das war

möglicherweise einer der Lerneffekte dieses Projektes: dass man sich die Hände schmutzig macht, dass die Sneaker dreckig werden, und das ganz okay ist. Das ist natürlich etwas anderes als die Idee, mit der wir ursprünglich losgezogen sind. Eine andere Ebene der poetischen Beobachtung und Ansätze, die sich daraus ableiten. Letztendlich waren genau diese Momente eindrücklich, die dann auch noch passierten und die sich der Kontrolle entzogen.

ELISA Hier scheint eure Arbeit, als Urbane Botanik undefiniert, auch als Praxis durch, der eine Offenheit für das Unvorhergesehene zugrunde liegt. Ich spreche nicht von bloßem Improvisieren: Zu einer Kunst der Urbanik gehört, dass die Unvorhersehbarkeit mancher Dinge, so wie das manchmal wilde Wachstum mancher Pflanzen in der Stadt, mit eingeplant und willkommen geheißen wird.

KATHARINA Oder zu akzeptieren, dass wir manchmal nicht sehen, was genau vorgeht. Wir können ja auch nicht sagen, was unter der Erde passiert. Das Wilde assoziativ mit unserer Arbeit zu vergleichen, gefällt mir. Um beim Pflanzenbild zu bleiben: Weiß ich denn, wohin die Pflanzen wachsen wollen, wie tief ihre Wurzeln schlagen? Es ist eine Gabe oder eine Erkenntnis, gewisse Zeichen, Mikro-Interaktionen oder sogar unterirdische Bewegungen abzuwarten oder auszuhalten – nicht wissend, was sich in einer kollektiven Situation ergeben wird, wohl wissend, dass Ruhe, Zeit und das Auch-mal-für-sich-Sein zum »Wachsen« gebraucht werden.

SILKE Ist es nicht sowieso ein Teil der Arbeit von Kulturagent*innen, mit Unvorhergesehenem umzugehen? Auch verändert sich die Situation und somit die Antwort darauf ständig. Ich habe das Gefühl, dass mein Job immer anders ist. Ich finde, dass das alles in diesem Begriffspaar Urbane Botanik drinsteckt. Und ich glaube auch, dass Störungen etwas sichtbar machen und ernst genommen werden sollten. Sie sind ein Indikator – zum Beispiel, um eine Situation zu reflektieren, um auf Gewohnheiten und Routinen aufmerksam zu werden, aber auch, um sich Strategien anzueignen, die eine neue Perspektive, Handlungsweise, ein Vorgehen eröffnen. Sie können Spielräume eröffnen, die nicht das Bekannte (re)produzieren, stattdessen helfen sie, es zu befragen, zu unterbrechen. Und ich glaube, diese Momente zu erkennen, sie als Indikator wahrzunehmen, das muss eingeübt werden.

ANNIKA Pflanzen haben für mich etwas Verletzliches. Aber sie sind auch widerständig. Diese Assoziation ließe sich auch auf die Schüler*innen übertragen: Sie haben eine enorme Kraft in die Projekte gesteckt und sie wehrten sich, wenn ihnen etwas nicht passte. Darauf im Prozess zu vertrauen, bedeutet die Schüler*innen nicht als Objekte zu adressieren, sondern als Subjekte ernst zu nehmen.

ELISA Und zwar als Subjekte, die keineswegs »stein gemeißelt« sind – also, einheitlich, undurchlässig, ab- und geschlossen. In jeder von uns steckt eine Vielzahl von Stimmen und Identitäten, von Widersprüchen und auch Brüchen. Typischerweise werden diese »problematisiert« und kanalisiert, wenn nicht unterdrückt, denn sie haben den Anschein, alles langsamer, mühsamer, lauter, chaotischer zu machen und Prozesse zu stören. Und obwohl sie in unserer Zeit der vielen (freiwilligen und erzwungenen) Bewegungen, der Translokalisierung und Hybridisierung eher zur Norm werden, entsprechen Diskontinuität und Plurivokalität kaum der hegemonialen rationalistischen Normativität: Also werden sie verbannt, die Subjekte nicht wirklich gestärkt, sondern bloß »optimiert«. In klarem Gegensatz dazu will ein Projekt wie dieses den Anspruch der Festigkeit und Undurchlässigkeit durchbrechen. Es will Schüler*innen wie Lehrer*innen und Künstler*innen die Angst vor dem »Pflanzlichen«, also dem Differenten, Offenen, Unvorhersehbaren oder sogar Abweichenden, in sich selbst und ihren Beziehungen, nehmen. Wenn das gelingt, lernen wir nicht nur uns selbst und andere Menschen, sondern auch andere Lebewesen und sogar animierte und unanierte Dinge als gleich legitime, gleich angreifbare und gleich fruchtbare Prozesse zu befragen. Da, scheint mir, liegt die Chance einer respekt- und würdevollen Kohabitation – in urbanen Räumen, oder auch nicht.

Urbanik Kräutersalz

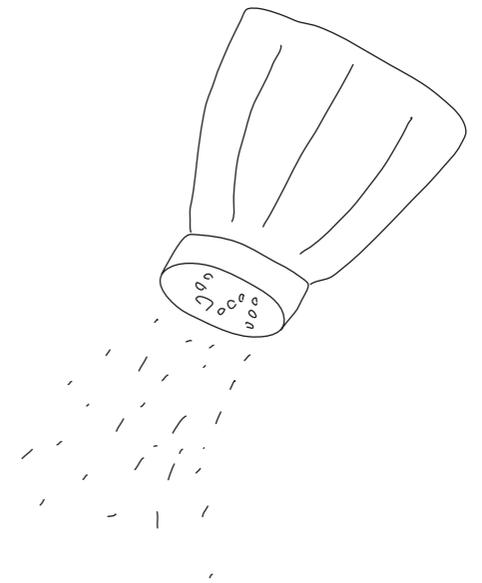
Du benötigst

- Meersalz
- Kräuterauswahl nach Belieben und Jahreszeit
- für eine mediterrane Kräutersalzmischung eignen sich z.B. Rosmarin, Salbei oder Thymian
- eine milde Kräutersalzmischung lässt sich aus Kerbel, Dill oder Liebstöckel herstellen.
- Pfiff bekommt das Kräutersalz durch die sparsame Beifügung von Lauchgewächsen wie Bärlauch oder Schnittlauch
- Mörser

Zur Verarbeitung sollten die verwendeten Kräuter in getrockneter Form vorliegen. Frisch gesammelte Kräuter werden dazu auf einem Backblech bei etwa 40–50 °C getrocknet. Sie sollten keine Restfeuchte mehr enthalten und sich gut bröseln lassen.

Nun können Meersalz und Kräuter nach Geschmack gemischt und im Mörser verrieben werden. Es empfiehlt sich ein Verhältnis von 80 % Salz zu 20 % Kräutern. Neben Blätter und Triebspitzen können auch die Blüten einiger Kräuter verwendet werden, die dem Kräutersalz Farbnuancen geben.

Das frisch hergestellte Kräutersalz in einen luftdichten Behälter bzw. Salzstreuer umfüllen und an einem trockenen Ort lagern.



Wir machen die Stadt essbar. Salz mit und in der Stadt

Workshopleiter*in: Tainá Guedes



GrOw with the Flow



Gemeinsam entwickeln wir mit ganz einfachen Bewegungen aus dem Breaken / Hip Hop, dem Alltag und Euren Ideen eine Miniperformance zum Leben in der Großstadt und urbaner Botanik.

Workshopleiter*in: Saman Hamdi



Mit Blubb!



2 Zitronen auspressen und die Schalen klein schneiden. Den Giersch putzen und klein zupfen. Alles mit dem Zucker und 1 l Leitungswasser aufkochen. Den Sud abkühlen lassen und über Nacht im Kühlschrank stehen lassen. Mit einem Sieb abgießen und das Konzentrat mit 1,5 Liter Leitungswasser, den Saft von 2 Zitronen und 1,5 Liter Sprudelwasser aufgießen. Mit Eiswürfel servieren.

Schmeckt an heißen Tagen besonders gut!

Rezept – Zitronen-Giersch-Limo

für ca 30 Menschen

- 4 unbehandelte Zitronen
- 250 g jungen Giersch
- 250 g Zucker
- 2,5 Liter Leitungswasser
- 1,5 Liter Sprudelwasser
- Eiswürfel

Wir werden aus Giersch und Co selber Limonade für die Grüne Tafel produzieren.

Workshopleiter*in: Muna



Eine Mix-Tour durch den Kräutergarten

Guten Appetit

Rezept

Möhren-Brot-Aufstrich

für ca 30 Menschen

- 7 Möhren
- 1 Paprikaschote
- 3-6 Zehen Knoblauch (nach Geschmack)
- viel Basilikum, nach Geschmack
- weniger Thymian, nach Geschmack
- 125g weiche Butter
(bitte rechtzeitig aus dem Kühlschrank holen)
- etwas Olivenöl
- Salz und Pfeffer

Möhren und Paprika raspeln. Knoblauch und Kräuter klein schneiden. Alles mit der weichen Butter gut vermengen. Olivenöl nach und nach kippen und unterrühren, bis ein sämiger Aufstrich entsteht. Mit Salz und Pfeffer abschmecken.

Aus verschiedenem Gemüse der Gartenarbeitsschule wird ein Aufstrich gemacht: eine besondere Paste für unser Festmahl.

Workshopleiter*in: Daniela



Unkraut versteht sich!



Eine Pflanze, die in einem bestimmten Kontext als Unkraut angesehen wird, kann in einem anderen Kontext erwünscht und nützlich sein. In diesem Rap Workshop wollen wir uns kreativ mit dieser Vielseitigkeit von Unkraut auseinandersetzen. Wieviel Unkraut steckt in dir?

Workshopleiter*in: Ali Konyali



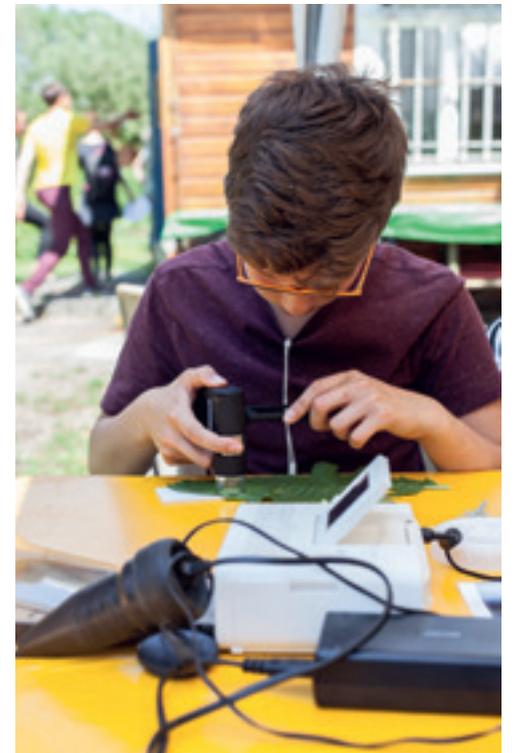
Gemüse Loop



Welche Geräusche macht Gemüse? Bei diesem Workshop werden wir das herausfinden – und daraus elektronische Klänge und Musik entstehen lassen.

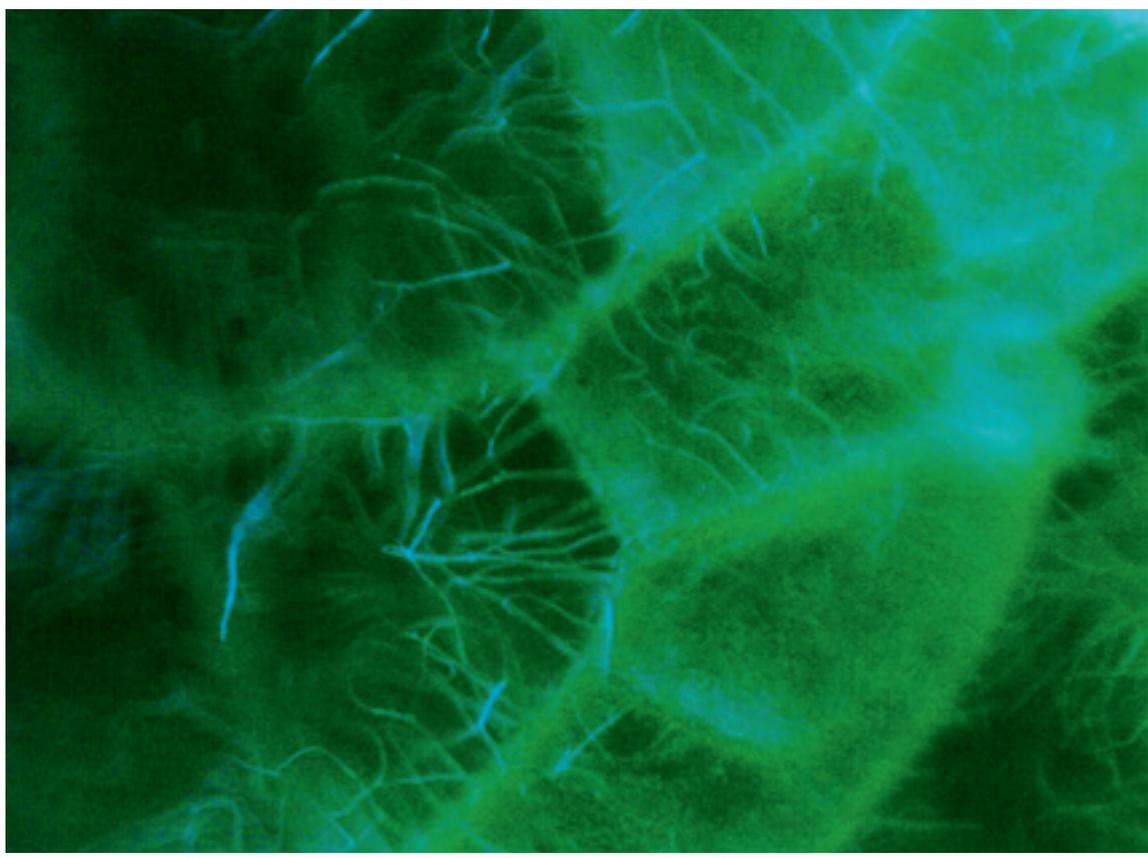
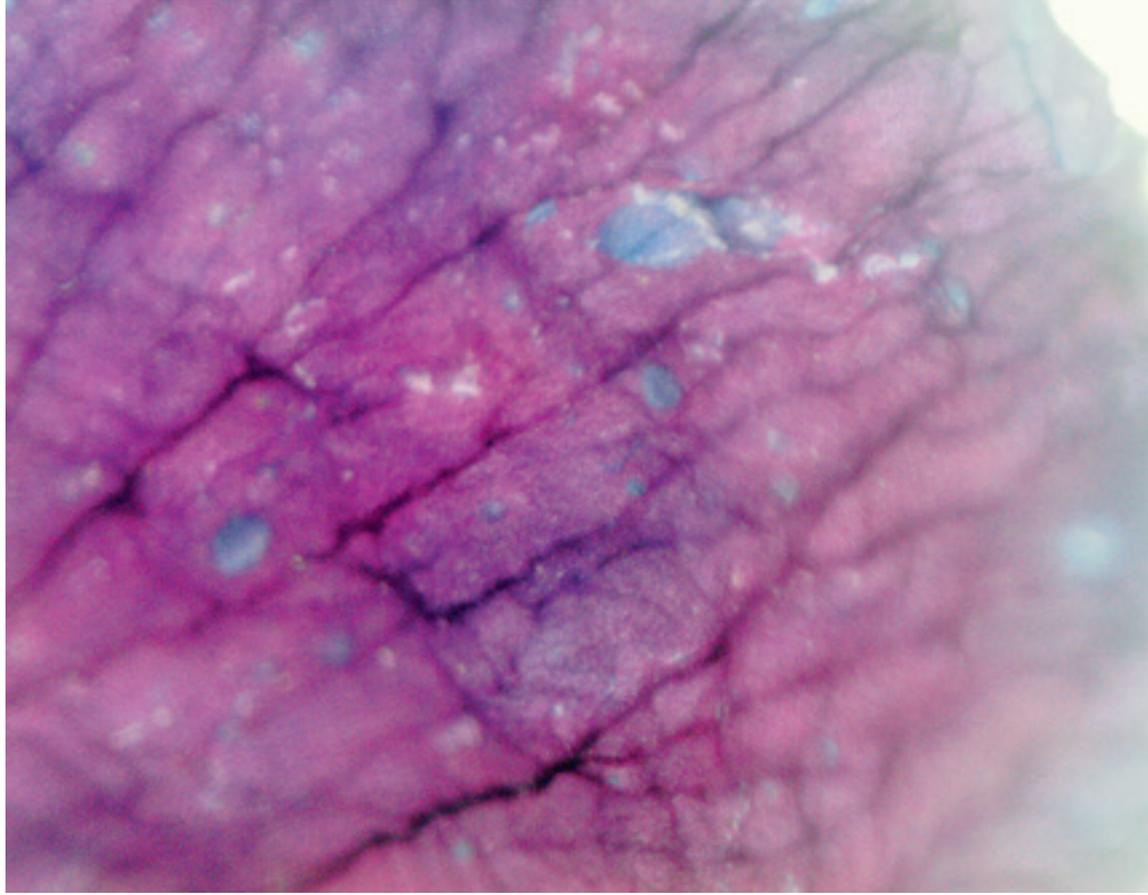
Workshopleiter*in: Elie Gregory

Im Detail



Mit Kameras begeben wir uns auf die Suche nach manchmal verborgenen Besonderheiten der Botanik – und drucken die Ergebnisse direkt aus.

Workshopleiter*in: Thomas Wienands

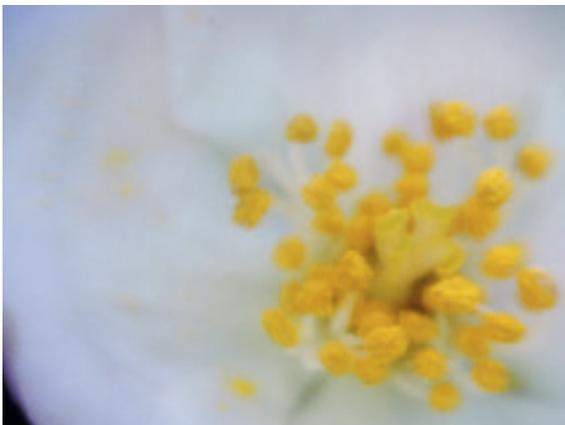
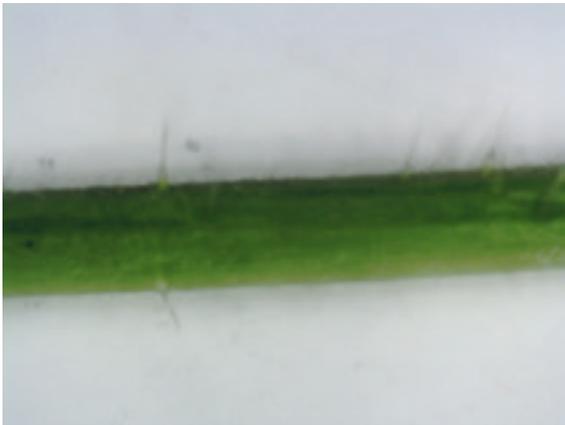


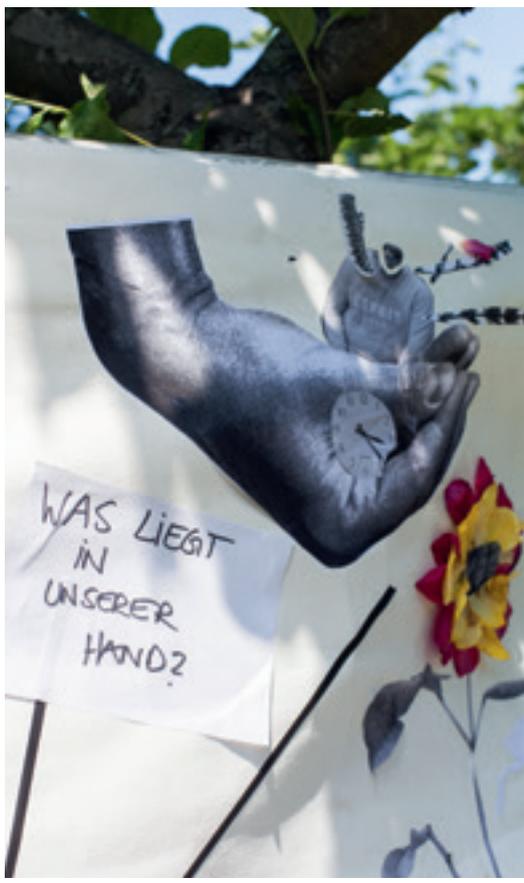
Was ist Urbane Botanik?



Aus Gedanken, Erfahrungen, Ideen, Wünsche, Visionen und Assoziationen, mit Papier, Schere und Kleister entsteht eine wuchernde Kartografie der Urbanen Botanik.

Workshopleiter*in: Annika Niemann, Katharina Stahlhoven, Silke Ballath









Wildwuchs

Unterm Pflaster liegt nicht der Strand: Giersch, Brennnessel und Vogelmiere bilden unterirdische Netzwerke, kommunizieren ohne Sprache und liegen auf der Lauer, um zu gegebener Zeit Asphalt und Beton zu sprengen. Aus Pflasterritzen quillt Knöterich. Wegwarte und Löwenzahn markieren blau und gelb jede Straßenecke: Unkraut vergeht nicht. Es vermehrt sich ganz ohne unser Zutun, kein Kraut ist dagegen gewachsen. Nur der Bayerkonzern bietet dank Glyphosat-Killa der grünen Front final die Stirn. Und das nicht nur an Autobahnen und in der Landwirtschaft, sondern gerne auch in K(l)eingärten...

Wildkräuter sind Futter, Heil- und Zierpflanzen und: Nahrungsmittel. Spontanvegetation, von niemandem gesät, die von jedem zu jeder Zeit geerntet werden kann. So spielten Wildkräuter in der »Arme-Leute-Küche« stets eine

wichtige Rolle. Nun hält das Unkraut Einzug in die Haute Cuisine und hat seinen Weg auch in die Schulküche der Paul-Löbe-Schule gefunden. Wir haben nicht gesät und doch unter Anleitung von Nicole in der Gartenarbeitsschule Wedding reich geerntet. Zusammen mit Reto haben wir Brennnesseln gesammelt und mit der Foodaktivistin und Künstlerin Tainá Guedes Giersch und Rucola zu Tee, Pesto und Pizza verarbeitet. Gemeinsam mit Thomas entstand eine eigene Unkrautplantage auf dem Schulhof.

Alex pflanzt sich vor René und Nick auf: »Pflanzt euch endlich! Pizza wird kalt!« Lilian, Rima, Jolina, Nadya kichern, weil Aziz und Silvestre auf ihre Pflanz reingefallen sind. Nicole, Duene, Marco lassen sich von niemandem pflanzen und Frau Steinkohl denkt: Pflanzt euch fort, aber zur rechten Zeit und sagt laut: »Guten Appetit!«





Tropen in Berlin



Bananenstauden wachsen bisher noch nicht bei uns im Garten, aber möglicherweise ist das nur noch eine Frage von Jahren oder Jahrzehnten. Tropen in Berlin – in Anbetracht der Debatte um die Einhaltung des 2°C-Klimazieles nicht mehr so unrealistisch.

Die Welt wird immer wärmer und wahrscheinlich werden wir alle die Auswirkungen des Klimawandels auf drastische Weise erfahren. Wir betreten also gemeinsam ein unbekanntes Terrain. Darauf wollen wir mit künstlerischen Strategien reagieren.

Warum jetzt künstlerische Strategien? Die Kunst bietet uns andere Möglichkeiten als die Politik, die in der Regel zuerst fragt: Was ist möglich? In der Kunst kann man alles fragen, zum Beispiel auch: Was will ich eigentlich? Was wäre, wenn ...?

Denken wir über Techniken nach, die es noch gar nicht gibt! Denn erst dadurch, dass wir sie

erträumen, besteht überhaupt erst die Möglichkeit, dass es sie eines Tages geben könnte!

Oder benutzen wir etablierte Strategien in einem ganz neuen Zusammenhang: Ein Teil der Außenfläche jedes Fahrzeugs muss ab sofort mit dem großen, schwarz umrahmten Warnhinweisen versehen werden: »Autofahren kann töten und fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu!« Wir fordern eine Einheitskarosserie für alle Autos in Feinstaubgrau, und die Nennung des Markennamens in klitzekleiner Schrift auf der Rückseite. Autofahren macht abhängig. Fangen Sie gar nicht erst an!

Viele Leute betrachten das als Spinnerei. Aber »Spinnerei« ist wichtig! Gekonnte Spinnerei ist große Kunst! Denkt über Dinge nach, wie noch keiner vor euch.

Friedrich Gobbesso, »Tropen in Berlin« & Klasse M8, Heinrich-von-Stephan-Schule





#nicht die Bohne
 #Stammbaum
 #Herkunft
 #Familie
 #Grundriss
 #Landschaft
 #Landkarte
 #Apfel
 #Kirsche
 #Kaktus
 #Gras
 #Orchidee
 #Kartoffel
 #Rose
 #Zwiebel
 #Pflaume
 #Eltern
 #Großeltern
 #Erde
 #Ton
 #kneten
 #malen
 #Berlin
 #Deutschland
 #Tschechien
 #Polen
 #Österreich
 #Türkei
 #Freude
 #Frustr
 #Aufräumen



**PROJEKTLEITUNG**

Annika Niemann, Katharina Stahlhoven,
Silke Ballath (Kulturagent*innen)

BETEILIGTE SCHULEN

Alfred-Nobel-Schule/Neukölln, Bröndby-
Oberschule/Steglitz-Zehlendorf, Fritz-
Karsen-Schule/Neukölln, Hector-Petersen-
Schule/Friedrichshain-Kreuzberg, Heinrich-
von-Stephan Gemeinschaftsschule/Mitte,
Paul-Löbe-Schule/Reinickendorf, Ruth-
Cohn-Schule OSZ Sozialwesen Berlin/
Charlottenburg-Wilmersdorf

BETEILIGTE SCHÜLER*INNEN

Aaiuna, Abdurrahman, Albert, Aleyna,
Alexander, Alexander, Ali, Alicia, Alimata-
Marie, Alleyth, Almunzer, Angelina, Anna,
Aswin, Asya, Aurelia, Ayat, Ayla, Aziz,
Benedikt, Beran, Bilge, Brandon, Can,
Carolina, Chadi, Charline, Christian, Collin,
Dieter, Eda, Ela-Eylem, Elliot, Emine,
Emirhan, Erion, Firat, Foosi Sammy, Gidion,
Haydar, Helena, Helin, Ibrahim, Ilja, Isabella,
Jan, Janko, Jason-Finley, Jago, Jasmin,
Jessica Monika, Johannes, Jolina, Kimberley
Kader, Kubilay-Behir, Laura, Leila, Lennart,
Leon, Liila, Lilian, Lisa Marie, Lukas, Lyn,
Krystian, Mahmoud, Mailin, Marco, Marua,
Max, Maxim, Mikail, Miriam, Mohammad
Arash, Mohammad, Morad, Mussa, Mustafa,
Nadya, Natalia, Nick, Nicole, Nina Conceicao,
Noosha, Oliver, Oliwier, Onur, Ömer Emre,
Phill Leon, Rada, Rama, Rahman, Rasmus,
Rayen, René, Riccardo, Rihän, Rima, Ronja,
Sarah, Salih, Silvestre, Sonya, Steven,
Studierende der Fachschulklasse F 11-17 und
der Berufsfachschulklassen B 18-04 und B
18-07, Tarek, Tayfun, Till, Tobias, Usuman,
Vivien, Vy, Youssef

BETEILIGTE LEHRPERSONEN

Anna Göpfert, Anke Jungfleisch, Eva
Streitberger, Dieter Wardenbach, Juliane
Hollatz, Kathrin Brandt, Peter Heinrichs,
Peter Wehkamp, Thomas Mauersberger,
Ulrike Seek, Veronika Steinkohl u. m.

BETEILIGTE KÜNSTLER*INNEN

Agathe Chion, Ali Konyali, Anne Dukhee
Jordan, Birte Trabert, Conrad Rodenberg,
Elie Gregory, Friedrich Gobbesso, Georg
Reinhardt, Lukas Oertel, Nadin Reschke,
Regina Teichs, Reto Pulfer, Saman Sebastian
Hamdi, Sophia Pompéry, Tainá Guedes,
Thomas Meyer, Thomas Wienands, Todosch
Schlopnies

PARTNER*INNEN

August-Heyn-Gartenarbeitsschule Neukölln,
Botanikschule im Botanischen Garten, FELD-
Theater am Winterfeldtplatz, HAU – Hebbel
am Ufer, Schul-Umwelt-Zentrum Mitte/
Gartenarbeitsschule Wedding

BETEILIGTE KULTURAGENT*INNEN

Annika Niemann, Katharina Stahlhoven,
Michaela Schlagenwerth, Silke Ballath

REDAKTION

Annika Niemann, Katharina Stahlhoven,
Silke Ballath (Hg.)
Kulturagent*innen im Programm
Kulturagenten für kreative Schulen Berlin
Mail → kulturagenten.berlin@dkjs.de

TEXTAUTOR*INNEN

Ali Konyali, Annika Niemann, Elisa T. Bertuzzo,
Katharina Stahlhoven, Luciana Saalbach,
Noosha, Peter Heinrichs, Reto Pulfer, Saman
S. Hamdi, Silke Ballath, Valentina Karga

BILDAUTOR*INNEN

Anne Dukhee Jordan, Birte Trabert, Frieder
Unsel, Friedrich Gobbesso/Sophia Pompéry,
Lukas Oertel, Regina Teichs, Tainá Guedes,
Thomas Wienands, Victoria Tomaschko

GESTALTUNG

Robert Müller (mueller-mueller.net)

DRUCK

2020

BOTSCHAFTEN

Aaiuna, Abdurrahman, Albert, Aleyna,
Alexander, Alexander, Ali, Alicia, Alimata-
Marie, Alleyth, Almunzer, Angelina, Anna,
Aswin, Asya, Aurelia, Ayat, Ayla, Aziz,
Benedikt, Beran, Bilge, Brandon, Can,
Carolina, Chadi, Charline, Christian, Collin,
Dieter, Eda, Ela-Eylem, Elliot, Emine,
Emirhan, Erion, Firat, Foosi Sammy, Gidion,
Haydar, Helena, Helin, Ibrahim, Ilja, Isabella,
Jan, Janko, Jason-Finley, Jago, Jasmin,
Jessica Monika, Johannes, Jolina, Kimberley
Kader, Kubilay-Behir, Laura, Leila, Lennart,
Leon, Liila, Lilian, Lisa Marie, Lukas, Lyn,
Krystian, Mahmoud, Mailin, Marco, Marua,
Max, Maxim, Mikail, Miriam, Mohammad
Arash, Mohammad, Morad, Mussa, Mustafa,
Nadya, Natalia, Nick, Nicole, Nina Conceicao,
Noosha, Oliver, Oliwier, Onur, Ömer Emre,
Phill Leon, Rada, Rama, Rahman, Rasmus,
Rayen, René, Riccardo, Rihän, Rima, Ronja,
Sarah, Salih, Silvestre, Sonya, Steven,
Studierende der Fachschulklasse F 11-17 und
der Berufsfachschulklassen B 18-04 und
B 18-07, Tarek, Tayfun, Till, Tobias, Usuman,
Vivien, Vy, Youssef

mit

Agathe Chion, Ann Dukhee Jordan, Birte
Trabert, Conrad Rodenberg, Elie Gregory,
Friedrich Gobbesso, Georg Reinhardt, Lukas
Oertel, Katharina Stahlhoven, Michaela
Schlagenwerth, Peter Wehkamp, Tai-
ná Guedes, Thomas Wienands, Todosch
Schlopnies, Veronika Steinkohl



Kulturagenten für kreative Schulen Berlin ist ein Programm der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung, gefördert durch die Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie des Landes Berlin.

»Urbane Botanik I: Wolfsmilch, Geigenfeige, Cyborgbaum« war ein gemeinsames Projekt von sieben Berliner Schulen, in der Trägerschaft des Fördervereins der Alfred-Nobel-Schule und in Kooperation mit dem Programm Kulturagenten für kreative Schulen Berlin im Schuljahr 2018/2019. Es wurde gefördert durch den Berliner Projektfonds Kulturelle Bildung.





URBANE BOTANIK